

Goldberg-Haynaüer



Heimat-Nachrichten

Monatsschrift des Altkreises Schönau a. K. · Mitteilungsblatt für die Heimatvertriebenen
des Kreises Goldberg · Bekanntmachungen des Heimatkreis-Vertrauensmannes
HERAUSGEBER UND VERLEGER: JOHANNA UND FRANZ DEDIG · BRAUNSCHWEIG

9. Jahrgang

16. Oktober 1958

Nr. 10

Erntedankfest - Saure Wochen - Frohe Feste



Mit der Feier des Erntedankfestes begann das gesellige Leben auf den heimatlichen Dörfern. Nicht lange danach feierte man Kirmes. Bei beiden Festen wurde für das leibliche Wohl bestens gesorgt. Abends drehte sich zu den Klängen der „Dorfmusik“ alles in fröhlichem Tanz. In den „Drei Kronen“ und im „Gerichtskretscham“ spielten die Militärkapellen der umliegenden Garnisonen, da kamen die Liegnitzer Königsgrenadiere, die Hirschberger Jäger und von weither die Braunen Husaren aus Ohrlau, da kam unser Musikdirektor Schlüter aus Goldberg und die Bergknappenkapelle aus Waldenburg, und es herrschte Freude und Frohsinn. (Die heutigen Kirmesfeiern haben viel von ihrem ursprünglichen Sinn verloren, sie verleiten die Jugend zur Geldverschwendung)

Die Jahrmärkte fanden die besondere Beachtung der Landbevölkerung. Zu Fuß, mit den Rädern oder mit der Eisenbahn ging es in die Kreisstadt. Ober- und Niedermarkt in Goldberg waren brechend voll von kauf- und schaulustigen Menschen und vollgepropften Verkaufshuden. Was konnte man da alles kaufen! Der Fischwagen roch weithin nach Aalen und Bücklingen. Süß duftete es nach Honigkuchen, Schokolade und Bonbons im Zelt nebenan. Und wer konnte bei den Wiener Würstchen und der „Warmen“ vorbeigehen, ohne eine Kostprobe genommen zu haben? Lauban, das der ganzen Welt die Nase putzte, bot seine Taschentücher in allen Farben an, und Bunzlau Töpfe, Kaffeekannen, Tassen und Teller durften auch nicht fehlen. Seitwärts hatten die Bänkensänger ihre Leinwand mit „erschrecklichen“ Bildern aufgestellt. Jette mit dem großen Strohhut drehte den Leierkasten und sang mit heiserer Stimme von der Moritat, die sich jüngst auf Kleppelsdorf bei Lähn zugetragen hatte. Und das Gruseln lief einem ein ganz klein wenig

den Rücken herunter. Ein besonderer Genuß bot sich dem Auge, wenn man den Markttrubel aus luftiger Höhe vom Turm der Stadtpfarrkirche aus beobachtete.

Der Haynauer Markt war weithin bekannt wegen seines Pferdemarktes. Neben dem Güterbahnhof waren die Pferde aufgetrieben, man ließ die Pferde vortraben und besiegelte den Kauf mit vielen Handschlägen. Eine bekannte Erscheinung des Pferdemarktes war der „Pferdehändlerzigeuner“. Er war mehr dick als lang. —

Im Februar fuhr trotz strenger Kälte die Probsthainer Bauernsöhne nach Löhn/Boher zum Taubenmarkt, um Rassetauben einzuhandeln. Die Bäcker backten aus

Semmelteig die sogenannten „Tollsäcke“. Das waren Männer, deren Augen, Nase, Mund und Jackenknöpfe aus Rosinen bestanden. Kein Vater oder Bruder durfte vergessen, den Kindern oder kleineren Geschwistern aus Löhn Tollsäcke mitzubringen.

Zwischen Weihnachten und Neujahr fand stets ein Konzert des Gesangsvereins statt, unter Leitung der Kantoren Sachse (Vater und Sohn). Am 27. Januar lud der Militärverein zu seinem Theater- und Tanzabend ein. Die Freiwillige Feuerwehr beendete mit ihrem Fastnachtshall den Reigen der dörflichen Feste. Überall fanden sich die Menschen in echter schlesischer Gemütlichkeit zusammen. M. Kuhnt.

gung des künstlich errichteten Eisernen Vorhanges wird, so wie die Dinge liegen, erst dann möglich sein, wenn die harte Faust Moskaus nicht mehr auf Mitteldeutschland lastet.

Es geht also in erster Linie um die „Befreiung“ und nicht um die „Wiedervereinigung“, die praktisch in dem Augenblick da wäre, da uns die Sowjets verlassen. Man sollte daher den im übrigen reichlich abgenutzten Begriff „Wiedervereinigung“, der auch aus anderen Gründen völlig fehl am Platze ist und nur noch wenig Gefühlswert besitzt, durch den richtigeren und attraktiveren Begriff „Befreiung“ ersetzen, nicht zuletzt im Hinblick auf das westliche Ausland, für das die „Befreiung“ (Liberation) der vom Kommunismus terrorisierten und unterdrückten Völker oberstes und vornehmstes Ziel ist, das nie aus dem Auge gelassen wird. Die deutsche Frage würde ohne Zweifel größere Aktualität bei der Weltöffentlichkeit gewinnen, wenn wir endlich dazu übergingen mit klaren und vor allem attraktiven Begriffen zu arbeiten.

Dasselbe gilt auch für die gedankenlose Anwendung des Wortes „Ostzone“ für die Mittel- oder Sowjetzone. Weiß man denn wirklich nicht mehr in Deutschland, wo der deutsche Osten liegt, mit dem man 800 bis 1000 Jahre engstens verbunden war? Welch deprimierende Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Lieblosigkeit, liegt doch darin, daß man sich einfach nicht mehr die Mühe gibt, für Dinge, die jedem Deutschen genau so am Herzen liegen oder liegen sollten wie seine Angehörigen, den richtigen Namen anzuwenden und sich und seinen Kindern immer wieder einzuprägen: die Einheit unseres Vaterlandes ist erst erreicht, wenn alle 5 Zonen staatlich zusammengefaßt sind.

Wir Ostvertriebenen und SBZ-Flüchtlinge, die wir die erste Hypothek auf Mittel- und Ostdeutschland besitzen, sollten endlich geschlossen und nachdrücklich daran gehen, diese babylonische Sprachverwirrung, die schon weit mehr Schaden angerichtet hat, als man sich gemeinhin vorstellt, energischer und rücksichtsloser als bisher zu bekämpfen und jeden an den Pranger stellen, mag er stehen wo er will, mag er Minister oder Abgeordneter sein, der diese Sprachverwirrung absichtlich oder unabsichtlich fördert.

Die Lösung der deutschen Frage ist, weiß Gott, schon schwierig genug. Sie darf nicht durch vermeidbare Fehler und Unterlassungen noch schwieriger gestaltet werden.

Dr. Walter Rinke:

Einheit Deutschlands — so oder so?

Sowohl in der Bundesrepublik als auch im westlichen Ausland herrscht in der deutschen Frage, also in der Frage der Einheit Deutschlands, eine geradezu heillose Begriffsverwirrung, die vom Osten händereibend beobachtet und natürlich, wo immer nur möglich, geschickt gefördert wird. Beinahe jeder versteht heute unter den Begriffen „Einheit Deutschlands“ und „Wiedervereinigung“ etwas anderes. Gottseidank sind es nur verschwindend wenige, die dabei an eine „Wiedervereinigung“ unter kommunistischen Vorzeichen oder an eine „Konföderation“ mit der Ulbricht-Clique denken. Die meisten stellen sich unter „Einheit Deutschlands“ und „Wiedervereinigung“ die staatliche Zusammenfügung der Bundesrepublik mit der SBZ, also mit der Mittelzone vor.

Andere wieder verstehen unter „Einheit“ die Einheitlichkeit im politischen Denken und Handeln, vor allem auf dem Gebiet der gesamtdeutschen Politik. Es ist eine verständliche und immer wieder erhobene Forderung der westdeutschen Bevölkerung, daß Regierung und Opposition in Lebensfragen des Volkes — und die Frage der „Einheit Deutschlands“ ist ohne Zweifel die Lebensfrage der Nation — endlich eine gemeinsame Konzeption entwickeln und nach innen und außen konsequent vertreten — eine Konzeption, die für beide Teile verbindlich ist und aus dem parteipolitischen Tageskampf unbedingt herausgehalten werden muß. So begrüßenswert diese Forderung auch ist, so sollte man sie doch, um die Begriffe nicht noch weiter zu verwirren, nicht als eine „Forderung nach der deutschen Einheit“ bezeichnen.

Die einzig richtige Auffassung vertreten diejenigen — und das sind neben vielen anderen Deutschen vornehmlich die Ostvertriebenen und SBZ-Flüchtlinge, zur Zeit 25 Prozent der westdeutschen Bevölkerung — die davon ausgehen, daß sich die Begriffe „Wiedervereinigung“ und „Einheit Deutschlands“ sinngemäß auf das zur Zeit dreigeteilte, also auf das ganze Deutschland beziehen müssen; denn die Gebiete ostwärts der Oder und Neiße sind ja ebenfalls, nach wie vor, deutsches Staatsgebiet. Die Forderung nach „Wiedervereinigung“ müsse daher auch auf diesen Teil Deutschlands angewandt werden. Ostdeutschland dürfe nicht vergessen oder gar stillschweigend abgeschrieben werden, weder durch mehr oder weniger getarnte Verzichtsofferten, noch durch gedankenloses Nachplappern falscher Begriffe, mögen sich diese im Laufe der Zeit noch so eingebürgert haben. Wenn die Begriffe, mit denen wir arbeiten, nicht richtig sind, so stimmen die Worte nicht; stimmen die Worte nicht, so kommen die Werke nicht zustande.

Wie soll sich insbesondere das westliche Ausland in der deutschen Frage auskennen, wenn wir Deutschen selbst, sei es aus Gedankenlosigkeit oder mangelnder Selbstdisziplin, sei es aus Gleichgültigkeit oder gar Stumpfheit, unentwegt mit Begriffen operieren, die unsere gesamtdeutsche Konzeption geradezu ins Gesicht schlagen? Klare Begriffe, die nicht mißdeutet werden können, sind die erste und wichtigste Voraussetzung jeder Politik. Ohne diese selbstverständliche Grundlage werden wir immer aneinander vorbeireden und nie zum Ziele kommen. Die Worte „Wiedervereinigung“ oder „Einheit“ sollten daher nicht mehr länger in Zusammenhang mit der SBZ gebraucht werden. Hier geht es doch einzig und allein um die „Befreiung“ unserer mitteldeutschen Brüder von ihren kommunistischen Tyrannen.

Die künstliche Abschnürung der Sowjetzone von den drei Westzonen ist erwiesenermaßen das Werk des Kreml, der uns kaltblütig und rücksichtslos die „Zone“ vorenthält, weil er glaubt, auf diesem Wege den größeren und freien Teil Deutschlands und darüber hinaus die freie Welt eines Tages — so oder so — unterwerfen zu können. „Wer Deutschland hat, der hat Europa“. Diese Lenin'sche Formel hat nichts von ihrer Bedeutung verloren; im Gegenteil: sie gehört nach wie vor zum Sprachschatz der Sowjets und ist hochaktuell. Auch Chruschtschow bekennt sich zu ihr. Die Beseti-

Schnappschuß aus Solingen

Erst kürzlich flatterten uns diese 2 Bildchen vom Patenschaftstreffen in Solingen auf den Schreibtisch. Man sieht nur frohe Gesichter!



Das Zetergeschrei bei Peiswitz

Eine Sage Von Lehrer Weidner, Peiswitz

Vor etlichen hundert Jahren war nahe bei dem Dörfchen Hohlberg ein großer Fichtenwald, der bis nach Neudorf heranreichte. Am Ende desselben lag eine Straße, die nach Haynau führte.

In dem dichten Wald auf einer ebenen, runden, baumleeren Straße hatten sich wüste Gesellen gelagert, denen man ihr Räuberhandwerk sofort ansah. An einen Baum gebunden lehnte ein alter Mann. Er war ein Goldberger Bürger, den die Wegelagerer gefangen und mitgeschleppt hatten. Er wollte nach Haynau und den Herzog um Unterstützung bitten, denn die große Feuersbrunst 1554 hatte auch sein Hab und Gut eingäschert. Nun war er in die Hände der Räuber gefallen und mußte mit anhören, wie ihr Führer, der „Schwarze Friedrich“, mit seinen Gesellen neue Schandtaten beriet.

In dieser Nacht sollte auf der Haynauer Straße ein Löwenberger Kaufmann mit schwer beladenem Wagen kommen. Dem wollte man auflauern. Der schwarze Friedrich übergab dem Ältesten Luthold und befahl, die Beute sogleich bis in die Nähe von Liegnitz zu bringen, wo die Räuber ihren Schlupfwinkel hatten. Als der Raubritter seine Untertanen über die Tat aufklärte, bestieg er sein Roß und verschwand im Dunkel des Waldes.

Als es Abend wurde, machten sich die Räuber auf und trieben den gefangenen Goldberger vor sich her. Sie waren jetzt an das Ende des Waldes gekommen; da hörten sie schon das Knarren der Räder und den Hufschlag der Rosse des eben ankommenden Wagens. Als aber der Goldberger den Wagen erblickte, rief er den beiden Personen, dem Handelsmann und dem Kutscher zu: „Nehmt Euch in Acht! Ihr kommt in Räuberhände!“ Die Worte waren kaum verklungen, als Herse, der den Alten an einem Strick führte, den Dolch zog und kreischte: „Hund, du sollst dem Lohn für deinen schändlichen Verrat nicht entgehen!“ Als er aber zustoßen wollte, fiel ihm Luthold in den Arm: „Halt, laß ihn, wir übergeben ihn unserm Hauptmann, der versteht es meisterlich, einem dem Gang aus dem Leben sauer zu machen. Bindet ihn an einen Baum!“

Kaum war das geschehen, als die Rotte mit wildem, tosenden Geschrei dem davonjagenden Wagen nacheilte. Schwerlich würde ihnen ihr Bubenstück gelungen sein und sie den Wagen erreicht haben, wenn nicht einige tiefe Stellen die Straße gefahrvoll gemacht hätten. Des Weges Kundige wußten diese Stellen zu umfahren, allein der Löwenberger Handelsmann, den noch übrigens die Angst vorwärts trieb, geriet in die Tiefe und der Wagen sank beinahe bis an die Achsen hinein. Die schon ermüdeten Pferde bemühten sich vergebens, den Wagen wieder heraufzuziehen, und während dieses Verzuges war es den Räubern gelungen, heranzukommen. Indem sie eben anlangten, hatte es auch der Kutscher vermodt, den Wagen wieder ins sichere Gleis zu bringen, und er wollte eben wieder davonjagen, als das Gesindel mit wütendem Gebrüll den Pferden in die Zügel fiel. Mehrere Räuber rissen hohnlachend den Handelsmann und den Kutscher herab und stießen ihnen die Dolche in die unbewehrte Brust. Mattröchelnd im Todeskampf sanken die Getroffenen zur Erde. Die Getöteten wurden nun beraubt und entkleidet. Die Räuber bestiegen den Wagen, und über, ein im Fahren bewanderter Mann, trieb die Rosse an, und die Fahrt ging vorwärts. Den Goldberger Bürger hatten die Bösewichte vergessen und am anderen Tage fand ihn ein des Weges kommender Ritter, der ihn befreite.

Finster und immer finsterner wurde die Nacht; Wolken schichteten sich über Wolken zusammen. Über, der Führer des geraubten Wagens, hatte alle Mühe, die Pferde im Gleise zu halten. Sie hatten aber

kaum die Strecke einer Viertelmeile zurückgelegt, als die Rosse sich schüttelten und schnaubten und nicht von der Stelle zu bewegen waren. Da erhob sich Luthold von seinem Sitz und sah forschend nach dem Wege, um die Ursache der Verzögerung zu erspähen. Unwillig aber fuhr er, von einem jähen Schrecken ergriffen, zurück, sein Haar sträubte sich und mit bebenden Lippen sagte er leise zu den anderen: „Seht doch hin! Da steht eine häßliche, schwarze Gestalt dicht vor den Tieren und ihre Augen sprühten wie lichte Flammen und erhellten den mißgeformten Körper.“ „Mit deiner ewigen Gespensterfurcht, Hasenherz! ladete Herke und hieb mit der Peitsche über die Köpfe der Rosse hinweg auf die Straße. Das niedliche Uding wird schon Platz machen, wenn es die Liebe fühlen wird!“

Kaum war aber dies geschehen, da sprühte, zischte und brauste es auf dem Wege. Von einer unheimlichen Gestalt war nichts mehr zu sehen, aber am Boden erhoben sich hohe, schlangenförmige Flammen in grüner, roter, gelber und blauer Glut und wirbelten in- und auseinander. Die Rosse

Curt Kunkel:

Die letzten Tage von Schönau (Katzbach) 1945

Fortsetzung.

Ein Teil der Schönauer wendet sich auf der Flucht in Orte des Riesengebirges, ein anderer Teil erreicht das Sudetenland.

Auf dem Marsch nach Hirschberg in den heimatlichen Bergen sieht man rechts und links der Straßen überall Biwakfeuer mit Flüchtlingen. Trotz allen Gefahren bleiben doch einige Bewohner in Schönau zurück. Man umgeht den Ausweisungsbefehl, indem man sich Arbeit bei den Truppeneinheiten besorgt, wie Küchendienst und Haushaltsarbeit.

In den tollen Trübel der Räumung hinein war der Tod des Baumeisters A. Werner voll menschlicher Tragik. Am 15. Februar war er noch gesund in Hirschberg gewesen. Am 17. Februar abends eilte er wiederum nach dieser Stadt. Auf dem Kapellenberg überraschte ihn der Tod. Am Kilometerstein 444 wurde A. Werner bedrängt. Doch sein bester Freund D. überführte die irdische Hülle des Verstorbenen nach Schönau, wo ihn Herr Stadtpfarrer Gölnzer zur ewigen Ruhe bettete.

Der Landrat erklärt etwa am 14. Februar, daß die Zivilverwaltung in Schönau aufgehört hat zu bestehen, und die Verwaltung nun in militärischen Händen liegt. Die Amtsstellen der Stadt schließen ihre Büros, die Zeit ist zu kurz geworden, um noch Akten oder Aufzeichnungen auszulagern. Die Stadtparkasse, die Stadthauptkasse nehmen wohl beim Verlassen der Stadt ihren Geldbestand mit, um ihn irgendwo in Sicherheit zu bringen. Es fehlt für die Akten an Transportmitteln, und diese sind in den Tagen der Räumung nicht mehr aufzutreiben. Die Geldbestände der Sparkasse wurden etwa am 20. 2. 45 bei der Stadtparkasse in Hirschberg sicher gestellt und einige Tage später von dieser im Verrechnungswege übernommen. Die Gelder der Stadthauptkasse wurden vom Rentanten in Roßbach/Sudetenland bei der dortigen Sparkasse eingezahlt.

Als Symbol seiner letzten Amtshandlung nimmt noch der städtische Beamte die Siegel der Stadt an sich, um sie sicher zu verbergen.

In diesen Wirbel der Räumungstage kommen mit den Kreisbehörden auch die sogenannten Parteibehörden in unseren Ort, die die gefährdeten Güter, wie z. B. Getreide, auf den Dörfern sicherstellen sollen.

Wieder war ein Sonntag, der 18. Februar, gekommen, und überall in Schönau auf den Straßen sieht man nur Soldaten. Bald regulierte sich das militärische Leben im

pusteten und zitterten. Plötzlich wandten sie sich schnell von der Straße links ab und rasten wild von dannen. Hinter dem dahinrollenden Wagen erscholl grausenerregendes Höllengelächter. Auf einmal sanken Pferde und Wagen in einen Sumpf tiefer und tiefer. Ein furchtbares Gebrüll erhoben die Räuber. Schon war keine Rettung mehr, und bald war von den geängsteten Tieren nichts mehr über der Oberfläche des faulig schillernden Wassers zu sehen. Der Wagen wurde unaufhaltsam in den Abgrund gezogen! Einige Räuber wagten einen Sprung vom Wagen und versanken urplötzlich im Schlamm. Ehe eine Viertelstunde verging, waren Mann, Roß und Wagen in das schauerliche Grab hinabgestoßen, und ruhig wallten die mit Schlamm getränkten Gewässer und schlossen sich über den lebendig Begrabenen.

Seit jener Nacht hört man oft an der Stelle, wo der Wagen mit den Räubern versank, sehr oft in der stillen Mittagsstunde ein jammervolles, durchdringendes, nach Hilfe ächzendes Geschrei, das unter dem Namen „Das Zetergeschrei!“ im Munde des Volkes lebt.

Später haben fleißige Hände in tiefen Gräben das Wasser abgeführt, und aus dem schauerlichen Sumpf sind schöne Wiesen entstanden.

Stadtgebiet ein. Am 16. Februar wurde das Volkssturmbataillon Hoffman in Röversdorf aufgestellt. Es wurde in 4 Kompanien gegliedert und Anfang März alle Männer aus den rückliegenden Dörfern dazu herangezogen und eingeteilt.

Der Volkssturm blieb dem Kreisleiter unterstellt, der dann den Anforderungen der Wehrmacht nachkam. Der Major hatte sein Quartier bei Radich am Markt. Der Volkssturm war hauptsächlich für den Nachschub der Truppen an der Front eingesetzt. Außer den Panzersperren baute er Stellungen im rückwärtigen Gelände. Wachdienst in Neukirch und Mochau mußte geleistet werden. Exerziert wurde an der Ziegelei nach Hohenliebenthal zu. Die Truppen lagen meist in den Dörfern. Die Stadt hatte außer wenigem Volkssturm eine schwache militärische Besatzung. Da ein kleiner Teil von Schönauer Einwohnern es verstanden hatte, dazubleiben, zwang dies die Militärverwaltung, eine Kommandantur einzurichten. Diese befand sich in der verwaisten Bürgermeisterei im Rathaus. Dieser Kommandanturstab wurde von Männern der Wirtschaftskompanie des Volkssturms gestellt. Als einer der Führer des Kommandanturstabes war der frühere Angestellte der Arbeitsamtnebenstelle B. tätig.

In der Stadt lag ein Teil des Stabes der 225. Infanteriedivision, einige Feldjäger und Nachschubgruppen für die nahe Front. Der Hauptverbandsplatz war im Rittergut von Dr. Schliekmann eingerichtet. Am 16. Februar wurde der erste Gefallene auf dem Ehrenfriedhof in Schönau bestattet. Am 4. Mai wurde diese traurige Pflicht zum letzten Mal erfüllt. Außer den Ehrenfriedhöfen auf dem Kommunalfriedhof und dem Johannesfriedhof war mir noch der Ehrenfriedhof am Mochenstein bekannt. Leider war er restlos verfallen, und eine Liste der Toten konnte nicht mehr aufgestellt werden.

Großkampftage an der Front mit dem Mittelpunkt der Kämpfe am Sargberge waren Mitte des Monats März und die ersten beiden Wochen des Monats April.

An der Schönauer Front zu den verschiedenen Zeiten waren folgende Formationen eingesetzt worden:

3. Pz. A. A. 110; 2. A. Kp. Ig. Ersatz A. Batterie 836; Gend. Zug mot. 28; Gren.-Regt. 95 Div. Füs. Batl. 17; Gren.-Regt. 21; I. Fest. Pion. Batl. Glogau; Pionier-Regt. 227; Pionier-Kolonne 17; Pionier-Sturmkomp. 17; Jäger-Regt. 227; Veterinär-Batl. 160; Freiw. Gren.-Regt. 29; Ersatz-Batl.

195; Ersatz-A-Batl. 358; Freiw. Regt. 78; 6. Batterie Regt. Hermann Göring; Div.-Füs.-Batl. 208; 8. B. Flak-Regt. 38; 46. Gren.-Regt.

Man erzählt sich viele Geschichten über das Etappenleben in Schönau. Überall waren die Keller voll von Weckgläsern und Weinen, und gefüllt die Lager der Kaufleute. Es gab daher manchen Feiertag, wo fröhliche Stunden das Leben würzten. Die Front hatte sich stabilisiert und viele Schönauer Frauen, die nur in das Gebirge geflüchtet waren, kehrten zurück, um sich um ihr Eigentum zu kümmern. Hier gab es manche Überraschung. Kein Wunder, wenn man diese unliebsamen Besuche wieder los sein wollte. Und doch brachte es so manche tapfere Frau, die um ihren Besitz bangte, fertig, in Schönau zu bleiben. In der Stadt arbeiteten zwei Bäckereien (Hahn und Hirsch). Die Schlachterei befand sich bei Schöps. Der Volkssturm errichtete drei Panzersperren, je eine ober- und unterhalb des Johannesfriedhofes und eine an der Luisenstraße. Außer den Wirtschaftskommandos, Mühlenräumkommandos waren noch Warenabtransportgruppen in der Stadt vorhanden. Zum Teil wurden die erfaßten Waren nach Hirschberg geliefert.

Auch hier, wie meistens überall, waren die Volkssturmbataillone nirgends in einen Verwaltungsapparat eingegliedert. Nur einmal war Löhnungsappell im April in Schönau. Eine Fliegerkorps-Uniform gab es für den Volkssturm erst in den letzten Apriltagen. Ein Lager für Fremdarbeiter, das aus Russen und Polen bestand, war im Schützensaal untergebracht. Die Leitung hatte ein Goldberger F. Diese Gefangenen waren zu landwirtschaftlichen Arbeiten hinter der Front eingesetzt. In der Kegelbahn der Brauerei Alt-Schönau lagerten große Vorräte der Firma Cl.-Berlin. Die China- und Japan-Waren waren nicht lebensnotwendig und wurden von dem Auslagerungsstab nicht erfaßt. Leider sind diese Waren bis auf wenige Reste entwendet worden und fanden den Weg heim ins Reich. In Alt-Schönau war im Schloß und der Brauerei das Haynauer Volkssturmbataillon 50 untergebracht.

Ich kann hierüber nur berichten, was mir kurz in Briefen von Herrn G. aus Lügde mitgeteilt worden ist. Er schreibt mir über Schönau folgendes: „Die Lebensmittelgeschäfte waren nicht geöffnet. Nur die



Idyllisches Petschkendorf bei Haynau

Foto: Archiv

Apotheke war wie immer in Betrieb. Die verlassenen Textilgeschäfte wurden gelegentlich von Zivilisten durchsucht. Die Feldjäger überwachten daher das Stadtgebiet, um Plünderungen zu verhüten. Das Postamt war von Wehrmachtangehörigen besetzt, insbesondere die Fernsprecheinrichtungen. Ein Kriegsgericht war in Schönau nicht vorhanden und wird wohl in Hirschberg gewesen sein. Ich habe selbst gelegentlich eines Einsatzes im Feldwachtdienst bei der Rückkehr nach Schönau unterwegs mit meinen Kameraden an einer Exekution (Hinrichtung) eines Landsers durch das Standgericht zwangsweise teilnehmen müssen. Dies war wohl für alle Volkssturmmänner das grausigste Erlebnis während unseres Einsatzes. Die Schreibstube des Volkssturmbatls. 50 befand sich im Gasthof der Alt-Schönauer Brauerei und wurde von einem Zivilisten aus Steinau geführt.“

Am andern Ende von dem Tisch saß Otto, quietschvergnügt und frisch. „Gebeten wird hier bei uns keiner! Nee, wissen Se, Sie sind mir einer, Herr Neugebauer! Woll'n Sie fasten? Sie hoan schon so nischt auf dem Kasten! Nein, einmal greifen Sie noch zu, dann laß ich Sie bestimmt in Ruh'!“

Und wenn auch Neugebauer schrie, er könnt nie mehr, er hat genug, so hat er's drauf mit einem Ruck. Fast alle, ja das muß man sagen, die konnten eine Klinge schlagen, und war auch keins von ihnen dünn, man staunte bloß, wo das kam hin. Genau so war es mit dem „Heben“. Sie ließen stets einander leben. Familie Kühn die Sippe Vien, die Sippe Vien Familie Kühn. Erst allgemein und dann speziell später gemischt eventuell. Es gab genügend Grund zum Trinken, man sagte „Prosit“ und tat winken. Man nickte wieder, schrie „Zum Wohl“, vom einen bis zum andern Pol.

Im Zentrum selber saß Frau Kühn, der Pastor und die Oma Vien. Die Unterhaltung schlief nicht ein, und das Gesumme war nicht klein. Ausgiebig wurd' die Jagd behandelt, und wie die Preise sich gewandelt, was Rüben, Weizen, Schweine bringen, dazwischen konnte man auch singen, denn Lehrer Neugebauer lacht: „Ich hab' ein Tafellied gemacht!“

Sie sangen alle kräftig mit, im Bariton die Rätin Schmidt, sogar der Pastor ließ sich hören. In keiner Weise tat er stören, was manchmal vorkommt, wenn eens da von wegen und „Halleluja“. Er paßte in den Kreis gutt rein. Ja, wenn er Wein trank, trank er Wein und ließ im Dorf die Kirche steh'n. Ein jeder fand die Haltung schön.

Die Frauen kamen auf die Kinder und von den Kälbern auf die Rinder, was Hühner, Milch und Eier kosten, — es waren speziell ihre Posten. — Dann endlich gab's auch zu bedenken, was man zu Weihachten sollt' schenken. Die eine gab der andern Rat, und wenn es nötig, durch die Tat.

Jetzt wird sich mancher wohl beklagen: „Nee, konntet die nischt andres sagen! So ein Gespräch hat nie viel Sinn! Da steckt ja gar kee Geist nie drin! Da sieht ma wieder mal die Pauern, se sein doch wirklich zu bedauern!“

Nee, wenn ich so was wieder höre! Macht mir nie bloß so a Gemähre, denn euer „geistiges Erleben“ ist reene nischt wie Überleben. Ihr hört o bloß de Glocken klingen, und wißt nie, wo die Klöppel schwingen! Philosophie is keene Taufe, und anne Taufe keene Traufe, wo nischt wie

Fortsetzung Seite 12.

Karle und Mariechen Kühn

Fortsetzung und Schluß.

Das Zimmer war a kleener Saal, so ganz geeignet für den Fall. Die lange Tafel schön gedeckt, mit frischem Tannengrün besteckt. Darauf zehn Leuchter mit sechs Kerzen. Ma kriegte hahle Augenschmerzen.

Drei Tafelaufsätze warn da. Zwoe davon aus Majolika und einer aus geschliffnem Glas, so schön wie grasegrünes Gras. Sie warn mit Äppeln austaffiert, die man noch vorher schön poliert. Dazwischen stand schon das Kompott, weiß, gelb und grün, auch dunkelrot, ganz wie's de Jahreszeit gebracht und alles selber eingemacht. Bei jedem Teller lag's Besteck, stets richtig passend für den Zweck, dahinter trug ein Storch die Namen von jedem Herrn und allen Damen. Und dann die Gläser, groß und klein, denn es gab nie bloß einen Wein. Kühns Otto sparte heut' kein Geld, er war für's nasse Element, speziell zum inneren Gebrauch, — man sah es auch an seinem Baudi. Die Tafeltücher war'n Damast, mit anner Kante eingefaßt, groß wie ein Laken die Servietten, — die konnten schon ein Frackhemd retten, die vollste Bluse schützend decken. — Das Monogramm war in den Ecken. Man wollte damit gar nie prahlen und sagen: „Ja, ich kann's bezahlen!“ Nee, es gehörte mit dazu, wie in dem Stalle Schwein und Kub.

Herr Amtsvorsteher Otto Kühn, genau so wie der ahle Vien, die waren, was man sagt, gesund und bauten auf am festen Grund.

Vierhundert Morgen, schuldenfrei, Teiche und Wald war'n mit dabei.

Jetzt hatte jedes Platz genommen, der Pastor war zu Wort gekommen, er lud den lieben Gott mit ein, auch heute hier der Gast zu sein. Es hörten alle auf zu plappern, dafür begann das Löffelklappern.

Den strammen Baudi leidet vorgeschoben, hat Otto später sich erhoben und meinte lächelnd: „In der Kürze liegt allemal die größte Würze!“ Er ließ sie noch einmal willkommen, sagt „Mahlzeit“ und hat Platz genommen. Sie fanden's alle wunderschön, daß das Diner kunnt weitergeh'n. Nur Henriette, vormal's Vien, die hat das lange nie verzieh'n. Ja, oft noch grollte sie ihm später: „Du bist ja sonst kein Leisetreter! Da heißt die Maus keen Faden ab, die Rede war mal ziemlich knapp. Ich duchte, so als Amtsperson, da fällt das Reden leichter schon!“ Ihr Otto lachte nur dazu. „Bei seiner Hochzeit, da spridst du, Du bringst's ja heute grade so, als wie der große Cicero!“ — Tun Sie die Abschweifung verzieh'n, es fiel mir grade wieder ein.

„Genötigt wird hier bei uns nicht!“ sagte mit lächelndem Gesicht Frau Kühn, — „Herr Pastor, langen Se zu!“, sie ließ ihm dabei keine Ruh', bis er 'ne große Keule nahm. Dann faßte sie Frau Schmidt am Arm: „Frau Rat, Sie essen wie a Spatz! Das Stückel hat bei Ihn' noch Platz!“ Und, schwupp, kriegt sie das andre Been, und das war o nie grade kleen.

Alfred Tost:

Erntefest und Kirmes im schlesischen Brauchtum

In diesem Jahre haben Nässe, Regen, Hochwasser und andere Wetterunbilden Unmengen an kostbaren Garten- oder Feldfrüchten verderben lassen. Roggen stand noch Mitte September auf dem Halm, weil es bei dem Dauerregen nicht möglich war, ihn eher zu mähen. Gemähtes Getreide mußte zu Haufen zusammengeworfen werden, weil es verfaulte. Getreidefelder standen während der Hochwasserkatastrophe so weit unter Wasser, daß nur noch die Ähren über die Fluten hinausschauten. Da denken wir mit doppelter Liebe und Dankbarkeit an unsere fruchtbaren Felder der schlesischen Heimat, die uns alljährlich einen solchen Überfluß an Ernteseegen schenken, daß wir riesige Mengen an Brot- und Futtergetreide, an Mehl, Kartoffeln, Zucker usw. an benachbarte oder westdeutsche Gebiete ausführen konnten. Der Schlesier war sich aber wohl bewußt, daß er dem Himmel für diese reichen Gaben zu großem Dank verpflichtet war. Andererseits wußte er diesen Dank auch mit der rechten Freude zu verbinden. Erntefest und Kirmes waren uns darum nicht nur äußere Formen, sondern aus innerstem Volkstum geborenes und geschaffenes Brauchtum. Zwar ist die Zahl der Sitten und Bräuche, die den Beginn des bäuerlichen Wirtschaftsjahres begleiten, nämlich die Monate Februar und März, weit aus reichlicher bis in unsere Tage erhalten geblieben als die des Herbstes, was wir wohl damit erklären dürfen, daß diese Lenz-Monate auch reicher an christlichen Feiertagen sind, die viel von dem uralten germanisch-deutschen Brauchtum an sich zogen und bis in unsere Zeit herübertrugen.

Mit dem letzten Erntefest brachte man auch eine reich mit Blumen geschmückte, aufrechtstehende Garbe in die Scheune. Dort wand man aus Ähren und Halmen einen Erntekranz. Wölbte man über diesen „Erdenkranz“ dann noch zwei „Himmelsbogen“, so war aus dem Erntekranz die Erntekrone geworden, die man mit Spruch und Lied dem Bauern überreichte oder am nächsten Sonntag feierlich zur Kirche brachte. Waren Erntekranz oder -krone gewunden, so reichten sich Bauer und Knecht, Magd und Bäuerin die Hände, das Erntefest in schöner Gemeinsamkeit zu feiern und aus tiefstem Herzen dem Weltenschöpfer zu danken und ihn um Schutz für Hof und Familie zu bitten. Daß dieser ernste Erntedank aber auch zur lebensbejahenden Lebensfreude aufblühen mußte, wird keinen überraschen. Sämtliche fleißigen Mitarbeiter und Erntehelfer wurden — im Anfang auf der Tenne — festlich bewirtet. Ein fröhlicher Erntetanz — auch auf der Tenne — ließ alle Erntemühen und allen Ernteschweiß der vergangenen sauren Wochen gern vergessen. Doch bei aller Freude vergaß man nicht den „Ernteseegen“, den „Mäusehann“ und die „Vertreibung des Roten Hahnes“. Im Anfang beschränkte sich solche eine Erntefeier natürlich auf den einzelnen Hof und die einzelne Familie. Allmählich aber wurde daraus eine Veranstaltung, die innerhalb der Nachbarn und später innerhalb des Dorfes begangen wurde. Damit wanderte der Erntetanz von der Tenne unter die Dorflinde. Und Nachfolgerin der Dorflinde wurde für diesen Tanz wieder noch später die „Saulé“ im Dorkretschan, die zu unseren Zeiten dem „Parkett“ weichen mußte. Aus dem bescheidenen Erntetanz wurde zuletzt der anspruchsvollere „Ernte- oder Kirmes-Ball“, die „Mann-Kirmes“. Die Dorfgemeinschaft erwählte sich beim Tanz unter der Dorflinde oder um die „Saulé“ die Erntebraut und den Erntebrautigam. Der Bauer, der zu dieser Dorffeier die körnerreichste Ähre mitbringen konnte, wurde zum Erntekönig aufgerufen. Natürlich durfte bei diesem Fest auch nicht der „Druschma“ fehlen.

Zwar feierten wir in Schlesien in jüngster Zeit in Familie und Kirche auch das Ernte-

dankfest; aber die Kirmes lief ihm immer mehr den Rang ab. Die Kirmes war zu Beginn ein rein kirchliches Fest und hatte zunächst mit der Ernte überhaupt keine Verbindung. Sie war ja Kirchweihstag. Als aber — und zwar aus rein wirtschaftlichen und praktischen Erwägungen heraus — dieses Fest immer mehr in den Herbst verlegt wurde und als dann in das rein Kirchliche sich immer mehr weltliches Brauchtum einschmuggelte, wurde aus der Kirchweih (bayrisch: Kürwa), Kirchmesse, Kirmes (slawisch: kiermasz) das, was uns Schlesiern als „schläsche Karms“ so lieb in Erinnerung ist. Diese Kirmes schlug im schlesischen Volkstum immer tiefere Wurzeln. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hielt man sie für ein Volksfest, das man mit anderen Festen pries „als ein unglaublich allgemein und stark eingreifendes Mittel, auf Volk und Nationalgeist zu wirken“. Wenn man also amtlich die Kirmes in ihrer Wirkung so hoch einschätzte, hatte man aber auch andererseits Kummer, daß die Bauern durch zu langes Feiern von der Betreuung ihrer Wirtschaft abhalten würden. Im Amtsblatt Oppeln vom Jahre 1816 wurde für Oberschlesien nur der Monat November für die Kirmesfeiern freigegeben. In Niederschlesien drängten sich diese Feiern hauptsächlich auf den Monat Oktober zusammen. Am Dienstag vor Bußtag mußte bis Mitternacht die letzte Kirmes beendet sein.

In Neiße begann die Kirmes nach altem Brauch mit dem „Kudiamontiche“. Man feierte eine ganze Woche. Noch im 19. Jahrhundert feierte man in Oberschlesien dieses bedeutsame Fest bis zum Dienstag, mitunter gar bis zum Donnerstag. Bei uns in Niederschlesien galt als Haupttag der Sonntag. Am Montagvormittag wurde nur „leicht“ gearbeitet; am Nachmittag wurde

„gefeiert“. In den letzten Jahrzehnten entwickelte sich in Niederschlesien — und zwar hauptsächlich in den Kreisen der schlesischen Ebene, also „eim Lande“ — der Brauch, die öffentliche Kirmes im Kretschan am Sonntag als „Leutekirmes“ abzuhalten. Als sich auch auf dem Dorfe die sozialen Unterschiede immer mehr abzuzeichnen begannen, beging man an einem Wochentag hinterher im Kretschan die „Mann-Kirmes“, für die man die Stadtkapelle oder gar ein Militärorchester bestellte, die ein Kirmes-Konzert gab und hernach zum „Kirmes-Ball“ — und nicht etwa nur zum „Kirmes-Tanz“ aufspielte.

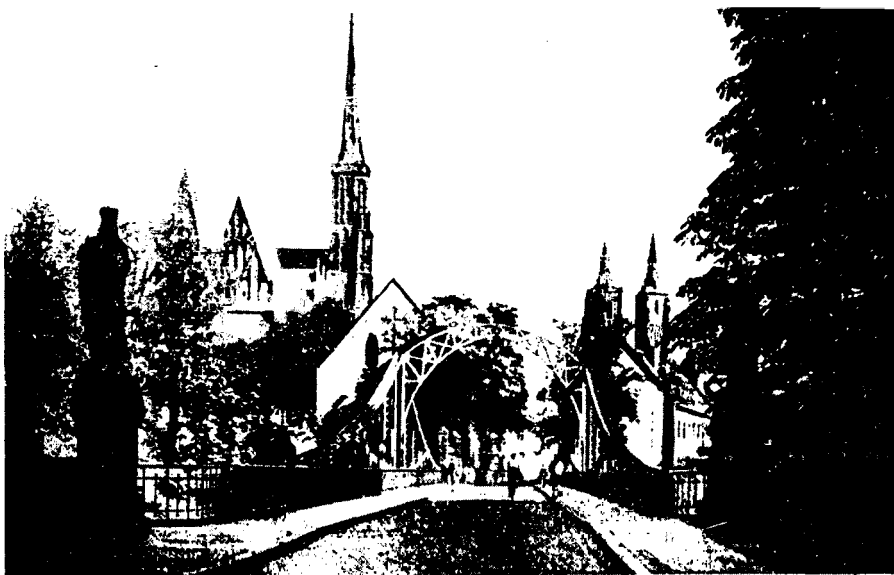
Bei Leobschütz ritten bekränzte Reiter von Hof zu Hof, um zur Kirmes einzuladen. Vielerorts wurde der Termin der Kirmes durch Kanzelverkündigung bekanntgegeben. Wieder woanders ging der Gemeindebote mit dieser Bekanntmachung von Haus zu Haus. In Neudorf a. Rwg. erfuhr die Gemeinde das Datum dieser wichtigen Feier durch das „Speckbrettel“ (das war ein etwa schultafelgroßes Brettchen mit Handgriff. Darauf heftete der Dorfschulze seine Bekanntmachungen. Das Speckbrettel wanderte in genau festgelegter Reihenfolge um das Dorf und landete zuletzt wieder im Gemeindeamt). Wenn dann der Pfarrer zur Feier des Tages noch die Kirchenfahne zum Turmfenster heraushängen ließ, da sangen jung und alt: „De Karus ils ausgehosa, de Foahne hängt zum Fenster raus . . .“ — In den einzelnen Kreisen entwickelte sich innerhalb benachbarter Dörfer eine ganz bestimmte, alljährlich wiederkehrende Reihenfolge im Termin der Kirmes und zwar derart, daß man Gelegenheit hatte, an allen Kirmessen in den Nachbarortschaften teilzunehmen.

Und wenn wir daran denken, was für eine richtige schlesische Kirmes alles gebacken, geschmort, gekocht und gebraten wurde, dann läuft einem noch heute das Wasser im Munde zusammen. Es gab in Schlesien Zeiten und Gegenden, wo die Schulkinder sonnenabends sogar schulfrei bekamen, weil an diesem Tage gebacken wurde für „de heel'ge Karms“.



Der Kirmes-Besuch

Die Ernte in der Heimat ist eingebracht. Zur Ernte-Kirmes kommen die Gevattern aus der Nachbarschaft, um einen frohen Plausch über Erfolg oder Mißerfolg der barten Arbeit eines ganzen Jahres zu halten. Ein schöner Brauch unserer Heimat.



Breslau — Partie an der Dombrücke Foto: Archiv Erich Schubert, Wolfenbüttel

Das war einmal Breslau, unsere schöne schlesische Hauptstadt, bevor sie im Inferno des Krieges zertrümmert und zerschlagen wurde, Breslau ist Schlesiens Hauptstadt. Breslau ist unsere Heimat, gestern, heute — und morgen!

Die Heide

Fortsetzung und Schluß.

Dann prangt der Heidewald in einer märchenhaften Schönheit. Wenn der Wind durch die Zweige und Äste streicht, erklingen die eisbedeckten Nadeln wie ein zauberisches Glockenspiel. Ist's dann nicht so, als höre man Christkindlein durch den Winterwald fahren!? Dann spürt man hier einen Vorgeschmack der Weihnachtstimmung, die da draußen in Dorf und Stadt, in Hütte und Palast bald einziehen wird.

Schön ist die Heide aber auch im Frühling. Freilich — erst spät kommt er in die Heide. Er hat wohl anderes vor: solange er über die Berge wandert, solange läßt er die Heide warten. Nur die Birke hat er mit seinen Gaben bedacht. Inzwischen jauchzt und singt, blüht und duftet es auf den Wiesen und Feldern, in Gärten und Büschen. Wenn dort alles in schönster Pracht steht, erst dann zieht der Frühling in den Heidewald ein; er zündet dann Baum um Baum Kerzen an, und der Heidewald feiert sein Auferstehen. Ja, schön ist die Heide im Leuzeschmuck, wenn das erste Lehen zwischen dürrern, raschelndem Schilf emporspießt, wenn der Frühlingwald gleich unzähligen Christhäumen Tausende von Lichtern aufgesteckt hat, und der Waldgrund sich schmückt mit dem zarresten Grün der Heidel-, Preisel- und Brombeersträucher und dem leuchtenden Weiß der Porstauden. Freundlich heben sich die weißen Stämme der Birken, die den Weg säumen, von dem dunklen Kieferngrunde ab, und das frischgrüne, saftstrotzende Laub an den violett schimmernden, dünnen Birkenruten flücht im Verein mit den würzigen Nadeln der Lärchen einen duftenden Kranz um das liebliche Landschaftsbild, das in der dunstigen Ferne abgeschlossen wird durch einen zartblauen Kiefernnebel. Ein Jauchzen und Jubilieren erfüllt dann die Luft, überall ertönt ein leises Klagen und Singen. Im

Entnommen: Der Heimat Bild. Heimatbuch des Kreises Goldberg-Haynau 1928 (gekürzt).

Frühlingslicht der neu erwachenden Schöpferkraft hat der sonst dunkle, starre Wald etwas so Lichtes, Wärmendes, Maienfrisches an sich, daß uns leicht und froh wird, wie sonst wohl kaum in der meist ernst gestimmten Heidenatur.

Und gar märchenhaft schön ist der Frühlingwald, wenn die Morgensonne ihre ersten Strahlen darüber ergießt. An solch taufischem Morgen liegt über dem Heidewald ein Flimmern von gleißendem Sonnengold. Welch feierlich-erhabenes Gefühl überkommt den Wanderer im noch schweigenden, weitgedehnten Forst, ehe der Tag zu neuem Leben erwacht!

„Wer recht in Freuden wandern will,
der geh' der Sonn' entgegen!“

Gar bald aber, noch ehe die ersten Sonnenstrahlen die Spitzen der höchsten Bäume grüßen, wird's lebendig im Walde. Dort läßt ein Vöglein sein Lied ertönen, und da stimmt noch eins ein, und das schwillt an zu einem vielstimmigen Chor, der wie zum Preise des neuen Tages erklingt. Das ist ein Zwitschern und Pfeifen, ein Rufen und Flöten, — bis schließlich das höhersteigende Tagesgestirn das Konzert verstummen läßt. Dann ist wieder nur die ewiggleiche Melodie der rauschenden Wipfel zu vernehmen; selten dringt ein anderer Ton in diese Weltabgeschiedenheit und Einsamkeit.

Und zur Sommerzeit, wenn die glühend-heiße Mittagsonne blendend am blauen, wolkenlosen Himmel steht, dann ist überall ein Glühen und Glänzen. Der Wind ist eingeschlüfert, und die Luft zittert vor Hitze und ist erfüllt von würzigem Harzgeruch, der den Nadeln der Kiefern entströmt. Dem einsamen Wanderer aber rinnt der Schweiß in dicken Tropfen und ganzen Bächen über das Gesicht bei der dem Kiefernwalde eigentümlichen Backofentemperatur. In der Mittagsstille des Hochsommertages feiert die Heide ihre schönste Andachtsstunde. Auch in dieser uferlosen, schwermütigen Stille hat der Heidewald etwas Poesiereiches. In diese friedliche Ruhe flüchtete man sich, wenn die Welt da draußen so laut ist! Im Heidewald — fernab vom Lärm der Welt — läßt es sich auf weichem Moospolster wunderbar ruhen. Hier kann man liegen und lauschen und sinnen und träumen. Hier wollen wir uns stärken zu neuem Kampf mit den vielerlei Sorgen und Beschwerden und Anforderungen des

täglichen Lebens und uns neue Lebenskraft und frischen Lebensmut holen. Hier überkommt uns das im Leben so seltene Gefühl der Genügsamkeit und Zufriedenheit.

„Da draußen, stets betrogen, saust die geschäft'ge Welt,
schlag' noch einmal die Bogen um mich, du grünes Zelt!“

In der Hochsommerzeit ist es am schönsten dort, wo sich in einer Bodensenke der Kiefernwald mit Fichten und allerlei Laubbäumen mischt. Hier riecht es nach Wasser. Ein Bächlein schlängelt sich durch sumpfiges Gefild. Wir folgen ihm und stehen plötzlich erstarrt vor einem lieblichen Waldsee. Schweigend und träumend liegt er da, umrahmt von mannshohen Schilfbüschen, üppigen Binsen und hohen Gräsern. Seerosen, die an warmen Sommertagen ihre gelben und weißen Blüten öffnen, schwimmen hier und da auf der weiten, glänzenden Wasseroberfläche, auf der sich Taucher, Wasserhühner und wilde Enten tummeln. Jung und alt will es ihnen gleichtun; denn an manchen dieser Teiche hat sich ein richtiggehendes Strandleben entwickelt — ein prächtiges Waldidyll!

Du aber wandere rüstig weiter! Geht dann endlich der Tag zur Ruhe, so senkt sich mit der scheidenden Sonne ein warmer, goldener Sommerabend auf die Erde nieder. Ein zarter Rosenschein steht über den Wipfeln der alten Föhren, und die kupferfarbenen Stämme schimmern im goldenen Abendglanz der untergehenden Sonne, die sie damit in schroffen Gegensatz treten läßt zu dem schwarzgrünen Behänge. Lange, dunkle Schatten malt der Wald auf Moor und Heide. Langsam sinkt die Nacht hernieder, und der Himmel bestickt sein Kleid mit funkelnden Sternen. Noch bleibt der Himmel hell, aber ein matter Duft umsäumt die scharfen Kanten, und dein Auge schaut nur die Umrisse von Baum und Strauch. Ein laues Lüftchen umfächelt deine Stirn, und dann wird es dämmerig. Dichter treten die Bäume an den Weg heran und greifen auch wohl mit langen Armen nach dir, als wollten sie sich mit dir necken oder dir ein wenig Furcht einflößen, und die Wacholderbüsche am Wegrand verwandeln sich in Gespenster der Nacht. Wenn nur der Mond erst käme! . . . Sieh' nur, da ist er schon! Die Stimmen der Nacht beginnen zu raunen, und eiliger wird dein Schritt. Ganz einsam bist du; nur der „treue Gefährte der Nacht“ wandert mit dir. Der Mond gießt sein mildes Licht durch das Geäst und spinnt ein magisches Kleid um die Bäume. Langsam träufelt der Nachttau nieder auf die ledizenden Blätter und die dürstende Erde . . .

Bald flimmern die Lichter des Dörfleins auf, fernes Hundegebell tönt an dein Ohr, Menschen kommen und reden, und dann bist du daheim. „Oh, schaurig war's in der Heide!“ Noch lange spürst du den Odem des Heidewaldes; ein stilles Leuchten blieb aber in deinen Augen zurück, das dir der Heideweg heute schenkte. Und das ist es gerade, was mancher sucht; er ahnt nur nicht, wo es zu finden sei. Ich aber weiß es, und darum liebe ich dich so, du Heide der Heimat!

Ein wichtiges Anliegen!

In Königstein i. Taunus, dem Vaterhaus der Heimatvertriebenen, werden Jungen im Alter von 10 bis 15 Jahren aufgenommen, wenn sie Priester werden wollen. Wir haben in Königstein ein Vollgymnasium und eine Aufbauschule. Beide Zweige nehmen Rücksicht auf unsere alte Heimat. Die Schüler wachsen also in heimatlicher Atmosphäre auf.

Liebe Eltern! Schickt uns Eure Jungen! Wir stehen Euch jederzeit mit Rat und Tat zur Seite. Zu Ostern beginnt das neue Schuljahr. Meldet Eure Jungen rechtzeitig an!

Albertus-Magnus-Kolleg
(16) Königstein/Taunus.

Deine Anzeige in der Heimatzeitung

gibt von traurigem und freudigem Anlaß deinen Heimatfreunden Nachricht.

Ein Deutscher wanderte durch die Heimat:

Keine deutsche Schrift mehr —
Der Wanderverkehr von früher
und die gastfreundlichen
Bauden haben sich
gewandelt

Eine Kammwanderung durch das Riesengebirge 1957

Als Schuljunge (1922) war ich auf der Koppe, seitdem nicht mehr. Zu dieser Zeit führen wir mit geschmücktem Leiterwagen bis Buchwald, von da bis auf die Koppe zu Fuß.

Als ich dieses Jahr in der alten lieben Heimat war, entschloß ich mich, wenigstens noch einmal auf die Schneekoppe zu gehen. Solange der Pole in unserer Heimat ist, hat es noch keiner der Deutschen, die in Schönberg wohnen, gewagt, auf die Koppe zu gehen. Ich stürzte mich aber nicht daran. Zwei Nachbarkinder nahm ich mit, weil sie polnisch können. Gleichzeitig war es für die beiden ein Erlebnis.

Am 14. Juni 1957, früh gegen 3 Uhr, marschierten wir los, zu Fuß bis Liebau. Es war ein herrlicher Tag. Bei diesem Marsch genoß ich nochmals so richtig die schöne, würzige, klare Heimatluft. Im Ullersdorfer Wald bewegte sich ab und zu etwas; dies konnten nur die Wildschweine sein. Sonst war himmlische Ruhe. In Ullersdorf bei den Kartoffelfeldern konnte man ab und zu ein Feuerchen sehen und Wachposten: Schutz gegen die Wildschweine.

Gegen 4.30 Uhr fuhr unser Zug in Liebau (heute Lubawka) ab. In Laudeshut hatten wir gleich Anschluß bis Erdmannsdorf über Schmiedeberg. Der Anschluß in Erdmannsdorf bis Krummhübel war auch gut. Gegen 9 Uhr waren wir in Krummhübel. Auf dieser ganzen Strecke war fast überall dasselbe Bild von Ruinen zu sehen. In Schmiedeberg, Krummhübel und dort, wo Fremdenverkehr ist, herrscht schon etwas Ordnung.

Vom Bahnhof Krummhübel marschierten wir los in Richtung Wang. Ich muß sagen, die Straße vom Bahnhof bis Kirche Wang war in Ordnung, seltener konnte man hier Ruinen sehen. Sogar Blumenanlagen und Bänke zum Ausruhen waren noch da, letztere waren rot angestrichen. Eine kleine Gruppe junger Polen unterhielt die Gäste auf den Straßen in Krummhübel mit Musik und Gesang.

tigen Verhältnissen entsprechend konnte man zufrieden sein. Von da aus ist der Betrieb zur Koppe gut zu beobachten. Er war nicht groß. Einzelne Gruppen konnte man gehen sehen. Allein zu gehen, soll zu gefährlich sein.

In Kirche Wang schlossen wir uns einer kleinen Gruppe an und marschierten weiter. Hinter Kirche Wang spürte man so richtig den Rübezahl. Die reine, frische und klare Fichtennadelluft. Ich bin ab und zu stehen geblieben und habe die schöne Luft so richtig tief eingeatmet. Ab und zu ein Wasserfall, dazu das Plätschern des Wassers, das Rauschen im Wald, so etwas Schönes findet man nicht bald wieder. Hier müßte ich ein Tonbandgerät mithaben, es wäre eine herrliche Aufnahme geworden.

Nach einer knappen Stunde Marsch kamen wir etwas aus dem Wald heraus. Ab

Es ist schön, einmal in die alte liebe Heimat zu reisen, wenn es auch nicht mehr die Heimat ist, wie sie einmal war. Das größte Uebel ist, wie gesagt, wenn man sich nicht in Polnisch verständigen kann. Die Wiesenbaude war geschlossen. Man merkte aber, daß in der Baude etwas gemacht wurde. Es wird auch höchste Zeit, sonst zerfällt die schöne Baude. Rechts von dieser Baude, etwas höher, muß auch einmal eine große Baude gewesen sein, heute Ruine.

Von der Wiesenbaude aus marschierten wir weiter. Die kleine Gruppe, der wir uns angeschlossen hatten, war verschwunden. Wir marschierten ziemlich aufs Geradewohl. Die Koppe konnte man sehen, einmal müßten wir unser Ziel erreichen. Wir gingen durch einen Wald, und die Luft wurde immer kühler. Der schöne Wald ging zu Ende, vor uns die hohen Felsen. Der Weg war wieder sehr schlecht, wir mußten zum Teil von einem Stein zum anderen springen, zwischendurch gab es eine kleine Abwechslung, eine kleine Schneelandschaft. Vor uns sahen wir wieder eine Baude, wir kamen immer näher, es war die Kleine Teichbaude. Das kleine Glöcklein hängt noch, sonst alles reparaturbedürftig. Zur Zeit war die Baude geschlossen, es soll aber ab und zu kleine Erfrischungen zu kaufen geben, vielleicht habe ich das nächste Mal mehr Glück.

Es ging steil bergauf. Der kleine Teich blieb hinter uns. Das Gebirge wurde immer schöner, und der Koppe kamen wir immer näher. Wir kamen wieder an einer Baude vorbei, es war die Hampelbaude. Diese



Kirche Wang wurde der Weg immer schlechter. Stellenweise war der Weg sehr schlecht und ausgespült, war kaum zu erkennen, daß es ein Weg sein soll. In Gedanken sagte ich mir: Hier sind einstmals bestimmt viele Menschen gegangen, die ihre frohen Wanderlieder gesungen haben, auf guten Wegen. Auf den Bildern kann man die Wegeverhältnisse so etwas erkennen.



Die Wiesenbaude. Ich nehme an, daß es die Wiesenbaude ist, bin in meinem Leben das erste Mal die Strecke gelaufen. Es ist schlecht, wenn man nicht Polnisch sprechen kann. Nirgends sieht man deutsche Schrift. Entweder ist das Deutsche durchgestrichen, oder auf Polnisch geschrieben. Von Kirche Wang bis zur Koppe hin und zurück habe ich keinen einzigen Deutschen oder eine Person, die Deutsch gesprochen hätte, angetroffen, außer meiner Begleitung, die ich schon erwähnte.



Baude ist noch so einigermaßen in gutem Zustand. Vor der Baude weiße Gestalten: es waren Frauen in weißen Kitteln, die Kartoffeln spülten.



An der Hampelbaude hielten wir uns nicht lange auf, gingen bald wieder weiter.



Kirche Wang

Kirche Wang selbst ist gut erhalten. Die Anlagen um die Kirche waren in Ordnung. Sogar ein Verkaufsstand mit Reiseandenken und etwas an Erfrischungen war da. So wie es einstmals war, ist es nicht, aber den heu-

In Richtung vor uns links deutsche Baude (heute polnisch), rechts die tschechische Baude, die Koppe mit der Riesenbaude. Diesen Bauden kamen wir immer näher. Vor der deutschen Baude sah man etliche polnische Soldaten. Uns wurde langsam anders zumute — als Westdeutscher fällt man einfach überall auf. Wir gingen mit aller Ruhe an dieser Baude vorbei. Die Soldaten sahen uns etwas komisch an, gesagt hat keiner etwas. Ich mußte feststellen, daß diese Baude mit polnischen Soldaten belegt ist. Vor der Baude an einer hohen Stange wehte die polnische Flagge. Unter der Flagge im Quadrat von 3—4 m der polnische Adler mit Steinchen ausgelegt. Etliche Male gingen wir am polnischen sowie am tschechischen Posten vorbei, gesagt hat keiner etwas.

Nun kamen wir an der tschechischen Baude vorbei. Da konnte man sagen, hier herrschte etwas mehr Betrieb und die Baude sah so einigermaßen gepflegt aus. Unserem Ziel kamen wir immer näher. Es ging auf dem Zickzackweg hinauf. Dieses letzte Stück Weg ist auch sehr schlecht und ausgespült. Der Kragen mußte hochgeschlagen werden, die Luft wurde immer eisiger. Als wir ein Stück oben waren, machten wir eine Aufnahme von oben nach un-



ten. Links tschechische Seite der Baude und Kammweg, rechts deutsche Seite mit Baude und Kammweg (heute polnisch).

Endlich war unser Ziel erreicht, die Wetterwarte. Ich wollte noch mehrere Auf-



nahmen machen, konnte aber nicht. Ein tschechischer Feldweibel hatte mich aufs Visier genommen. Auf der Tschedhenseite herrschte Hochbetrieb, auf dem Bild vor und hinter der Wetterwarte die Menschen sind alles Tschechen. Ich muß sagen, die Tschechen waren im Durchschnitt gut gekleidet, viele hatten Fotoapparate mit. Auf der polnischen Seite war das Gegenteil. Als nächstes mußte ich feststellen: Die Grenzsteine stehen nicht wie früher, sie sind weiter auf die polnische Seite gesetzt. Oben gab es Kleinigkeiten zu kaufen, russischen Tee und Gebäck, wenigstens etwas. Von da oben konnte ich unsere Heimat noch einmal richtig sehen. Krummhübel, Schmiedeberg, Hirschberg, Talsperre Mauer, Bibersteine usw., alles konnte man gut erkennen, nur die Ferne lag etwas im Nebel. Von da oben konnte ich richtig sagen: Dieses alles ist unsere liebe, schlesische Heimat

Das schlesische Heimatdorf einst und jetzt

Uns allen ist Schillers Gedicht „Das Lied von der Glocke“ bekannt. In ihm schildert der Dichter eindrucksvoll das Leben und Wirken des Dörfers. Der Klang der Glocke begleitet ihn von der Wiege bis zum Grabe. Welch sehnsüchtige Gedanken an seine verlorene Heimat hat grade jetzt in der Erntezeit der vertriebene Landsmann. Er sieht seinen Hof und Acker, auf dem schon seit vielen Generationen in zäher Arbeit das tägliche Brot dem Lande abgerungen wurde. Dankbar wendete er seine Blicke nach oben, zu dem Schöpfer aller Gaben. An den Sonntagen ging er oft über seine Felder, um sich über den Stand der Ernte und des Winterfutters für seine Tiere zu unterrichten. Rehe flüchteten über den Weg, Schwärme von Rebhühnern scheuchten auf. Nach seiner Rückkehr von den Feldern warf er einen zufriedenen Blick nach seinen Rindern. Liebevoll fuhr seine Hand über ihre Rücken.

In der Ferne nun wird in Familienkreise oft und gern von der Schönheit des Heimatdorfes erzählt. Jugenderinnerungen werden ausgekramt, man erinnert sich der Freuden und Leiden des heimatlichen Lebens. Man hört in der Erinnerung den Dorfbach rauschen, sieht die munteren Forellen, die heimatlichen Berge winken und die Strahlen der Morgensonne auf die Fenster scheinen. Als man den Kindern von der Christnacht in der Heimat erzählt, da wird auch in den Kinderherzen die Sehnsucht nach dem Land der Väter wach.

Heute sieht es in den Dörfern der Heimat anders aus. Fremde Menschen mit fremder Sprache, andere Sitten und Gebräuche sind ins Dorf gekommen,

Auf dem Hof, der früher von einer Frau bewirtschaftet wurde, wohnen heute zwei bis drei Familien. Der Viehbestand ist nur halb so groß wie früher. Manche Wege und Grenzraine wurden durch die Neueinteilung umgeackert. Häuser verfallen, da finanzielle Mittel und Handwerker fehlen. Zur Erntezeit stehen die Getreideschober neben dem Haus zum baldigen Ausrusch bereit, trotzdem genügend Scheunen vorhanden sind. Die Stallfütterung des Viehes fällt oft weg, Pferde und Rinder weiden vom ersten Wiesengrün an bis spät in den November hinein. Daher gibt es überhaupt kein kräftiges Wiesenfutter mehr. Die

Zu frohen Stunden gehört:

Wüschelburger
AUS ANRÜCHTE U/W. WÜSCHELBURGER STRASSE

kleinen Landwirte haben eine Ein- und Verkaufsgenossenschaft. — Auf mandien Staatsgütern wird Hopfen angebaut. Die Staatsgüter, auf denen deutsche Arbeiter tätig sind, stehen in der Produktionsleistung an erster Stelle.

Der Wildbestand besteht nur noch aus kleinen Mengen Hasen, Rebhühnern. Der Wald wurde Staatseigentum.

Wir Spätaussiedler waren die letzten Träger deutschen Kulturlebens in Schlesien. Wir waren in Freud' und Leid eine Gemeinschaft, die fest zusammenhielt.

M. Kuhnt.

und ist doch nicht mehr unser. Werden wir noch einmal in unserer schönen Heimat wohnen können? Meine Begleitung und ich waren bestimmt zu dieser Zeit die einzigen Deutschen, die auf der Koppe waren.

Ich sitze auf einem Grenzstein und unterhalte mich mit meiner Begleitung ziemlich laut. Plötzlich tat ich einen Blick nach rechts und mußte feststellen, so vier Schritte vor mir steht ein Tscheche im Range eines Feldweibels. Sein Gesicht war richtig knallrot. Seine Mütze war nach hinten gerutscht, er machte große Augen, als wollte er mir etwas sagen. Auf dem Stein blieb ich nicht sitzen und ging weiter. Dieser Tscheche kam uns nach und hat uns lange Zeit verfolgt. Endlich sah ich ihn nicht mehr. Ich mischte mich unter das tschechische Volk, sagte kein Wort, und tat, als wäre ich auch ein Tscheche. Dabei habe ich einen Blick auf das ehemalige Sudetenland auf der anderen Seite des Riesengebirges getan. Auch war ich an der Seilbahn auf der Tschedhenseite, welche in Betrieb war. Als ich alles richtig angesehen hatte, machten wir noch eine Rast in der Baude auf polnischer Seite. In der Baude war alles notdürftig hergerichtet. Wir kauften uns jeder eine Tasse Tee und etwas Gebäck, dazu unsere Butterbrote. Somit waren wir ganz zufrieden. Nun war es soweit. So fünf Schritte seitlich von der Tür stand doch wieder dieser Tscheche. Als dieser mich erblickte, kam er sofort auf mich zu gelaufen. Man mußte nicht, was dieser Tscheche vorhatte, daher war es besser, wir gingen sofort weiter, unser Ziel war ja erreicht. Wir liefen ziemlich scharf. Auf dem Zickzackweg war dieser Tscheche bis 400 m ständig 3—5 Schritte hinter uns hergelaufen. Als ich merkte, daß er zurückblieb und so hundert Meter zurück war, blieb ich stehen, die beiden Kinder gingen weiter. — Ich sah mir die Gegend nochmals richtig von oben an, denn weiß man, ob man nochmals dorthin kommt? Der Tscheche stand immer noch da. Ich fühlte mich sicher und winkte dem Tschechen zu. Ich marschierte weiter und mußte zusehen, daß ich meine Begleitung wieder einholte. Hinter einer Kurve sah ich nochmals zurück. Den Tschechen sah ich nicht mehr, somit war dieser Spuk zu Ende.

Auf dem Hinweg von Kirche Wang bis auf die Koppe sind wir ca. 4 Stunden gelaufen, auf dem Rückweg ungefähr 2 Stunden, natürlich haben wir als Rückweg den kürzesten Weg genommen. Auffallend war, daß wir auf dem Rückweg nur wenige Menschen angetroffen haben, wir waren fast die einzigen.

Als wir wieder Krummhübel erreicht hatten, hatten wir noch etwas Zeit und gingen zur Talsperre und sahen uns alles an, was als Schenswürdigkeit erschien. In den Kirchen waren wir auch. Sie sind alle in Ordnung. Auch sind wir in Krummhübel einmal eingekehrt und haben uns gestärkt. Nun war die Zeit da, wo unser Zug abfahren sollte. Die kleine Singschar war auf dem Bahnhof in Krummhübel und spielte und sang auf Polnisch „Auf Wiederseh'n, auf Wiederseh'n“. In dem Abteil, wo wir saßen, waren Gäste aus Warschau, die von Krummhübel Abschied nahmen. Sie sangen alle mit. Somit nahmen wir auch von dieser schönen Gegend Abschied.

Bis Landeshut fuhren wir wieder dieselbe Strecke. In Landeshut hatten wir 2 Stunden Aufenthalt. Wir machten noch einen Bummel. Sehr schlimm sieht es auf dem evgl. Friedhof aus.

Nun war die Zeit da, wo unser Bus abfuhr. Bus ist allerdings zuviel gesagt, es war ein alter Klapperkasten. Ich nahm einen günstigen Platz ein, von wo ich unsere Heimat richtig betrachten konnte. Wir fuhren durch das Ziedertal, Grüssau bis Schömburg. So war dieser schöne, erlebnisreiche Tag gut verlaufen.

Meine Tage in der Heimat gingen nun zu Ende. Noch einmal ging ich nach Berthelsdorf, ging noch einmal über die Felder, wo jeder Quadratmeter in Fleisch und Blut übergegangen war. Das Haus, worin ich geboren war und gewohnt habe, steht noch und ist von Polen bewohnt. Die Grabmäler meiner Eltern sind noch in gutem Zustand.

Somit nahm ich Abschied von allem, was mir lieb ist und war.

J. D.

Ekke Luhniz: | Schlesische Hinterglasmalerei

Kleine Plauderei über eine fast vergessene schlesische Volkskunst

Wenn man einst in vergangenen Zeiten unsere schlesischen Berge durchwanderte und hier in einer alten Baude, dort in einem Bauernhause einkehrte, so sah man zuweilen an den Wänden oder im „Herrgottswinkel“ seltsame Heiligenbilder, die manchmal recht primitiv wirkten, da die Dargestellten mitunter die Gesichter verzogen, als hätten sie Zahnschmerzen. Erst wenn wir uns mit diesen Hinterglashildern näher beschäftigten und erfuhren, daß sie an den langen Winterabenden von einfachen Bauern, von Schäfern und Holzarbeitern, auf jeden Fall von „unstudiertem Volk“ gemalt wurden und also unbestritten reinste Volkskunst darstellten, weckten diese Bilder unser Interesse.



Frau mit „Bunzeltippeln“,
Hinterglashild von Elisabeth Kolisch

Etwa von 1760 bis 1860 — also ein Jahrhundert lang — stand die Hinterglasmalerei in Blüte. Anfangs, da die Kunst in Schlesien gebräuchlich wurde, wiesen begabte Maler des Barocks dem Volke die Wege zu dieser Kunst und lehrten es, die Motive auszuwählen. Dann saßen an den langen Winterabenden, die im schlesischen Gebirge länger waren als irgendwo im Flachlande, die Männer und Frauen vom Heufuder im Westen bis zum Glatzer Schneeberg im Osten bei ihren Farbtöpfen und malten — sorgsam und bedächtig und recht und schlecht — eben so gut, als sie es vermochten — die Antlitze von Madonnen und Kirchenheiligen auf die Glasscheiben, die sie dann an wandernde Händler verkauften, welche die Bilder in ihre Kraxen oder Hucken, die sie auf dem Rücken trugen, verstaute und in den Dörfern und Städten ganz Schlesiens und des benachbarten Böhmens den Bauern und Bürgern und deren Frauen zum Kauf anboten.

Doch der Technik der Herstellung dieser Hinterglashildern wollen wir uns noch im besonderen zuwenden: Die Glasscheiben, auf welche die Bilder gemalt wurden, waren fast alle in der gleichen Größe geschnitten. Als Vorlagen für die Darstellung der Madonnen mit dem Jesuskinde im Arm oder der Heiligen dienten meistens Kupferstiche oder billige Drucke, die auf irgendeinem Wege — vielleicht auch durch hausierende Händler — in die Gebirgshäuser gelangt waren. Mit einem feinen Haarpinsel wurden die Umrisse der darzustellenden Person auf die Glasscheibe aufgetragen, worauf die „Leibfarbe“ — so wurde sie von den alten Hinterglasmalern unserer Heimat genannt — gemischt und auf die Glasscheibe aufgespritzt wurde, um Gesicht und Hände anzumalen.

Für die Kleider der Heiligen wurden gerne helle und grelle Farben verwandt, entweder ein helles Rot oder ein ebensolches Blau. Meistens wurden für die Hinterglashildern nur Wasserfarben genommen, die allerdings mit einem Kleister oder Gummiarabikum gemischt werden mußten, um die Farbe auf dem Glas — das im Allgemeinen keine Farbe annimmt — besser haften zu lassen. Waren die auf die Glasscheibe aufgetragenen Farben getrocknet, dann wurde die ganze Rückseite des Bildes noch einmal mit dunkler — brauner oder weinroter — Farbe überstrichen, oder aber man legte unter die Malerei Silber- oder Goldpapier und glaubte, daß dies besonders schön aussähe.

Zuweilen wurden diese Heiligendarstellungen auch nicht mit Wasserfarbe, sondern mit Oelfarbe gemalt, solche Bilder waren dann weit haltbarer als die, welche nur mit Wasserfarben hergestellt waren.

Die Rahmen für die Hinterglashildern wurden zuweilen von anderen Angehörigen der gleichen Familie, die zur Pinselführung weniger Geschick hatten, hergestellt. Gerne verwandte man dazu Weichholz, aus dem man schmale, abgeschrägte Leisten anfertigte, die man auch mit einem Falz versah und grau oder dunkelbraun anstrich. In solche selbsthergestellten Rähmchen wurden die Hinterglashildern gelegt, so daß die glatte, unbemalte Scheibe nach außen zum Beschauer zeigte, durch die Glasscheibe jedoch das Bild sichtbar war, das ja hinter das Glas gemalt war und nur deshalb „Hinterglashild“ genannt wurde. Das so gerahmte Bild wurde auf der Rückseite mit einem dünnen Holzbrettchen, das am Rahmen festgenagelt wurde, abgedeckt.

Dann erst konnten die Bilder mit dem Händler ihre Fahrt in die Weite antreten. Welcher Beliebtheit sich solche Hinterglashildern erfreuten, wird dadurch bezeugt, daß sie häufig zur Ausschmückung von Kirchen und Kapellen Verwendung fanden. Und mochten die Bilder auch manchmal allzu schlecht, ja naiv in der Darstellung wirken, so waren sie doch beredte Zeugen der bejahenden Lebenseinstellung des schlesischen Menschen im allgemeinen und des Gebirgsbewohners im besonderen, der mit sorgloser Unbekümmertheit die Farben wählte und anwandte und damit seine praktische Lebenseinstellung bewies.

Doch diese alten Hinterglashildern sind auch ein Zeugnis der schlichten Frömmigkeit der Menschen unserer Heimat, denen der Glaube an Gott und an die Heiligen, die ein gottgefälliges Leben zu führen vermochten, ein Bedürfnis war und deren Leben ohne diese Frömmigkeit kaum denkbar ist.

In unserer Zeit hat die schlesische Künstlerin Elisabeth Kolisch — sie war lange Jahre in Münsterberg als Lehrerin tätig — die alte Kunst der Hinterglasmalerei der Vergangenheit entrissen. Einem alten Gebirgler aus der Grafschaft Glatz hatte sie einst die Technik abgelauscht, und dann hat sie uns mandie volkstümliche Darstellung Rübezahls, der Heiligen Familie und schlesischer Volkstypen geschenkt.

Wem von uns ist nicht noch die „Tippelfroo“ erinnerlich, die wir auf einem Hinterglashild der Künstlerin sehen. Ueberall auf den Märkten unserer Heimat standen diese Frauen und boten „Bunzeltippel“ feil, und mancher von uns hat selbst einmal — vielleicht an der Hand der Mutter — vor solch einem Marktstand mit Bunzlauer Töpfen gestanden und zugehört, wenn die Mutter aus der Fülle des Angebotenen eine Kaffeekanne für den Hausgebrauch oder einen Milchtopf oder einen neuen Gurkentopf wählte.

Und dem alten Holzweiblein, das wir auf einem weiteren Hinterglashild von Elisabeth Kolisch sehen, wollen wir auch ein Gedenken wahren. Ueberall in den schlesischen Dörfern, im Gebirge und am



Holzsammlerin
Hinterglashild von Elisabeth Kolisch

Rande der Heide konnte man solche alten Frauen sehen, die des Mittags oder am Abend mit einem Tüchlein voller Pilze in der Hand und einem Bündel Holz auf dem Rücken in ihre Behausung zurückkehrten.

Auch Gemüsefrauen und Ernteweiblein hat Elisabeth Kolisch gemalt, und diese Gestalten alle, deren wir uns angesichts der Hinterglashildern einer Künstlerin unserer Heimat erinnern, liebten ihre Heimat, unser Schlesiensland, wie du und ich. Deshalb danken wir der Malerin, daß sie mit der alten Kunst der Hinterglasmalerei, die sie der Vergangenheit entriß, uns solche ur-schlesischen Frauentypen gemalt hat und sie damit — wie manches, dem wir ein liebevolles Erinnern bewahren wollen — der Vergessenheit entriß.

Westermanns Monatshefte im neuen Gewand

Oft schon in ihrer 100jährigen Geschichte hat Deutschlands führende Kulturzeitschrift ihr Erscheinungsbild gewandelt. So haben Westermanns Monatshefte heute — zehn Jahre nach ihrem Erscheinen in der Nachkriegszeit — erneut eine Wandlung vollzogen. Schon die äußere, moderne Gestaltung, mehr aber noch der Inhalt zeigen, mit welcher Frische und Lebendigkeit diese repräsentative Zeitschrift im abgesteckten Rahmen ihrer großen Tradition mit der Zeit geht.

Es ist ein neues Gesicht, das dem Leser jedoch nach wie vor jene wesentlichen und beständigen Charakterzüge zeigt, die den Monatsheften den Rang einer führenden Kulturzeitschrift erworben haben.

In diesem neuen Heft bestechen wieder mehr als 30 farbige Aufnahmen, so vom Schloß und Park Versailles und vom temperamentvollen Weinfest in Andalusien.

Ganz bewußt hat die Redaktion in den Mittelpunkt der Hefte immer wieder eine große, attraktive Farbveröffentlichung gestellt. Diese kostbaren Kunstdrucke auf ausgesuchten Papieren sind in besonderer Weise charakteristisch für Westermanns Monatshefte. In der Weiterführung dieser ausgezeichneten Publikationen erwartet den Leser des neuen Oktoberheftes die 1. Folge von 8 bezaubernden Farb-Lithographien nach John Gould, dem wohl berühmtesten englischen Vogelmalers des mittleren 19. Jahrhunderts.

Erzählungen von Hellmut Holthaus, Brigitte Kahr und A. Werschowski und herrliche Farbproduktionen nach Gemälden von Guido Reni, Ferdinand Hodler, Domenico Fetti und Marc Chagall fügen die Oktober-Ausgabe nahtlos zusammen zu einer neuen, gelungenen Nummer der großen deutschen Kulturzeitschrift.

Vum Nixdurf Hermann aus Kunnerschdorf bei Haynau

Dam Nixdurf Hermann — er ruhe ei
Frieden —
woar monches Mißgeschick beschieden,
Ar woar drim su oam Deichsastrand
im Haynau rim o sähr bekannt

Doas eene Moal hott ar a Schwein
doas — und schun lange krank toat sein.
Kee Futter wullte ihm nie poassen,
ist toat und toat halt nischt nie frassen.
Su loag's eim Stoaalle langgestreckt,
just groad asu, als wärsch verreckt. —
Oom zahnta Tag koam dann die Wende;
doo ging's nu mit dam Vieh zu Ende.

Derr Nixdurf toat verm Stoaalle stiehn
und ducht: Ich wur zum Fleescher gieh'n,
eh' hie derr Tud a Ende macht. — —
Su wird doas Vieh halt nu geschlacht'.

Derr Hauptmann-Fleescher wohnt nie weit,
doch hott a salber keene Zeit;
und weil ar nie kunn' salber kumm'
su schickte ar halt glei a Suh'n. —
Daar hoat doas Schwein nu nausgezoin
und mit dem Beile tutgeschloin
und lägts nu ei a Briehtroog nei. —
Doo fiels 'm Nixdurf Hermann ei,
doab a ja kee Gewürz nie hoat,
su fuhr a nu glei ei die Stoadt,
hott sich is Foahrradl genumm
und wullte o glei wiederkumm.



Guter Schweinekauf

Bis Peterschdorf ging olles glott,
weils his durthie kee Gosthaus hott,
wu halt hätt' eener dringesassen
und täte uf a Nixdurf poassen. —
Doch wie a nu heim „Sternll-Krause“
vorieher will oam dam seim Hause,
doo hoatt'n drin a Freund gesahn
und kloppt nu oan doas Fanster roan.

Derr Nixdurf hiert's und steigt glei oah,
und hulz tief Luft, als wär a schlopp.
Doo rufft derr Freund zum Fanster 'naus:
„Doo kumm ok rei, ich gab een aus!“
Derr Nixdurf. — doodrin nie verlegen, —
denkt: Na, doo huste nischt dergegen!
An Oogenblick hoaste schun Zeit,
doas Flesch is ja no nie su weit!

Su sitza se oam Stoamntisch vurn
und trinka druff an kräft'schen Kurn.
Und weil's hei een'm ja niemoals bleiht,
wird halt a zweeter noo gekneipt.
Derr Wirt gibt uhendrein een aus,
zuletzt werd'n siehen, achte draus.

Doch macht derr Nixdurf hie nu Schluß,
weil ar ja noo zerr Stoadt nei muß —
und kumm't kurz druff noo Haynau nei,
und durz oam „Braunen Hirsch“ verbei.
Hie hoat ar stäts, ganz ohne Geld —
sei Foahrradl untergestellt.
Doo trinkt ar nu, zum Dank dafier,
noo a poor Kurn und a poor Bier.

Dann gieht ar schnell zu Dittrich nei
und kooft durt die Gewürze ei,
und gieht zu Frommberger noo mit
vuwäga und etwoas Karbid.
Doas Zeug wird olles scheen verpackt,
druff ei de Jacktoaschen gesackt. —

Zum „Braunen Hirsch“ ei dieser Zeit
moanch lieber Gast kimmt neigeschneit. —
Daar Nixdurf, dar ja Eile hoat,
a Wirt oo glei Bescheed gieh'n soat,
doas ar nu heem mächt wieder foahren
und woas ar miß't versch Foahrradl zoahlen.
Daar titt bloß mit derr Hand oahwinken:
„Nu, wenn de willst noo een trinken?“

Su kimmt a mit dem Wirt zusoamm
nu wieder bei derr Theke oan,
Und durt's nu wieder Freunde hoat,
die spielen groade Billiard.
Eh sich's derr Nixdurf nu versitt,
doo spielt ar oo schun tichtich mit.
'ne Runde hie, 'ne Runde har;
die Zeit verrinnt, — derr Kupp wird
schwar.

Die fünfte Runde gieht verrhei,
doo kimmt'm halt derr Fleescher ei,
doab dar doch nu derrheeme sitzt
und nu uff de Gewürze spitzt.

Doo hoat ar sich uff's Road geschwunga
und is his Peterschdorf gekumma,
wu durt sei Freund noo immer huckt
und fleibich uff de Stroaße guckt,
oh nie derr Nixdurf haal käm heeme,
(ar fiehlte sich nie wuhl alleene!).

Und — siste wull! Doo kimmt ar oan!
Und wieder kloppt's oans Fanster roan. —
„He, Nixdurf, foahr ok nie verhei!“ —
Und wieder gieht derr Hermann nei. —
Goar baale härt man's drinne' singa,
die Gläser oaneinander klinga —
und doab derr Nixdurf schreit ganz laut,
und lachend uff a Tisch nuffblaut.

Zwee Stunda toata su verrinna,
his ar sich wieder toat besinna,
doab heeme doch derr Fleescher sitzt
und nu uff die Gewürze spitzt. —

Doch is sei Köppla nu siehr schwar,
und drähndich schmeßt's 'n hie und har.
Ar kricht bluß noo, groad wie a Wurm,
denn seine Birne, die hoat Sturm!
Su nimmt a sich halt nu sei Road
und haut derrmit wie bleede oab,
und dräht und dräht noo wetter uff, —
und hoat su a Mordstempo druff.
Die Beeme sitt ar längst nie mehr. — —
Su gieht's ganz gloatt — bis halt zum
Währ.

Hie (weeß derr Teiwel, wie doas kam)
füngt nu sei Road zu schlendern oan.
Ar sitt noo groade die Geländer
und will noo schnell sei Schicksal wenda,
doch — plötzlich hoatt' es halt geknackt,
und — plumps, doo is a neigesackt.
Doas Woasser is su luhgetreetscht,
oals wenn an Mehlsack man neishmeßt.

Doch verr a Nixdurf woar's nie schlim'm,
denn a Matrose, daar koann schwimm'.
Doas Foahrradl, doas oarme Luder
jedoch — ging uff derr Stelle under. —

Derr Nixdurf, nu halt schwimmt und
schwimmt,
bis ar oans andre Ufer kimmt. —
Und wie ar dann oam Ufer stieht,
a aales Weih verriebergieht,
die titt ar Hermann glei erkenn'
und schreit: „Herr Nixdurf, he, Sie
brenn'!“

Doo krieg't derr Nixdurf druff an Zorn:
ar schreit doas aale Weibla oan:
„Du, aale Ziege, bist ja tumm!
Wie koan ich brenn', wenn ich aus derr
Jaudie kumm'!“

Und wie ar oan sich mundersitt,
quoalmt aus derr Toasche doas Karbid. —
Doch, wie ar dann is heemgekumm',
wu die's Gewürz hoan haargenumm',
doo drim, doo dirft ihr mich nie froin.
Doas koann euch derr Hauptmann-
Fleescher soin!

In Verse gebracht von
Hans Hamann.

Blick auf Bücher

Heitere Leute von Oder und Neiß
Schmunzelgeschichten aus Schlesien.

Hrsg. von Ernst Günther Bleisch. Mit drei-
farbigem cellophan. Einband, reich illustriert
von Kurt Krause, 128 Seiten, kart. DM 4,80.
Aufstieg-Verlag, München.

Mit der vorliegenden Sammlung hat E. G. Bleisch es unternommen, die Gestalt des Schlesiens von der heiteren Seite dem Leser vor Augen zu rücken. Die von ihm zusammengetragenen köstlichen Schmunzelgeschichten und launigen Gedichte namhafter schlesischer Autoren beweisen, daß der Schlesier zu allen Zeiten die Welt lieber mit einem lachenden Auge betrachtet — und demnach auch gehandelt hat. Beschwingt und aufgeräumt, ohne ein Bruder Leichtfuß zu sein, nimmt der Mensch von Oder und Neiß die Hürden, die ein grämlicher Alltag nur zu oft errichtet, gern mit seinem „gestreckten Galopp“. Er ist ein „Stiehhuffmandel“, das der Lebenswind nicht so schnell umzupusten vermag. Das war im Breslauischen so, und das war so in der Grafschaft Glatz, war im Oberschlesischen so und um die Landeskronen herum.

Paul Keller hat mit seinem dichtenden Dorfhuben, der er einst selbst war, eine der liebenswürdigsten Figuren schlesischer Heiterkeit geschaffen. August Scholtis hat die etwas derbere oberschlesische Spezies kurioser Käuze immer wieder vorgestellt. Und auch Arnold Ulitz, Victor Kaluza, Alfons Hayduk, Hans Niekrawietz haben in deftigen kleinen Geschichten den fröhlichen Leuten in Schlesien ein Denkmal gesetzt. Jochen Klepper, Hugo Hartung, Hanns Gottschalk, Walter Meckauer, O. F. Heinrich, Georg Zivier, Gerhard Ulde und nicht zuletzt der Mundartmeister Ernst Schenke sind die anderen Väter der vorstehenden Schmunzelgeschichten, die mit einem freundlichen Augenzwinkern das Leben selbst schrieb.

Das Buch wird allen Lesern viel Freude bereiten und die Sorgen des Alltags vergessen lassen.

Alfons Hayduk:

Der Schelmengraf Gaschin
Eine heitere Chronik.

Mit zweifarbigem Umschlag und Text-
illustrationen von Gerhard Knieschön, 96
Seiten, kart. DM 3,20.
Aufstieg-Verlag, München.

Endlich wieder einmal ein echtes heiteres Volksbuch! In köstlicher Erzählkunst hat Alfons Hayduk die bisher nur von Mund zu Mund erzählten Schelmenstreiche, Schmunzelgeschichten und Anekdoten über den Schelmengrafen Gaschin in Einzelteilen zusammengetragen und zu einer heiteren Chronik gestaltet, die der Aufstieg-Verlag in einem von Gerhard Knieschön vergnüglich illustrierten Geschenkbändchen vorlegt.

Wie sich Alfons Hayduk schon in seinem, im gleichen Verlag vorliegenden biographischen Gemeinschaftswerk „Große Schlesier“ als vorzüglicher Kenner von Land und Leuten Schlesiens bewährt hat, weiß er auch seiner heiteren Chronik einen mit sicheren Strichen skizzierten farbig-glanzvollen Hintergrund zu geben. Er stellt den Schelmengrafen Gaschin, der als der „Mündhausen des schlesischen Landes“ die heiteren Eigenschaften des schlesischen Menschenschlages charakterisiert, mitten in die sinnenfreudige, von unbeschwerter Lebenslust erfüllte Zeit des Barock und Rokoko und weiß eine Brücke zwischen zwei Welten — dem Österreich der großen Maria Theresia und des unsterblichen Prinzen Eugen und dem Preußen des ebenso unvergessenen Alten Fritz zu schlagen. Scherz, Satire und Ironie spiegeln sich in den Schwächen der Kleinen und Großen, vor allem aber in der Kraft- und Frohnatur des im Grunde frommen Grafen vom Annaberg, die der Dichter liebevoll und kurzweilig zu schildern weiß.

Querschnitt aus einer Kauffunger Gemeinderatssitzung vor ca. 30 Jahren

Emes Tages gegen Abend komme ich mit meinem Freund Paul Brendel aus dem Oberdorf. Wir hatten noch etwas zu erledigen; das hatte jedoch noch eine Stunde Zeit bis dahin. Da wir gerade beim Gemeindeamt vorbei kamen, hörten wir, daß soeben „Oeffentliche Gemeindevertreter-sitzung“ war, und so beschlossen wir, uns dort die Stunde aufzuhalten, um mal zu hören, was für die Gemeinde alles beraten wird. Wir gingen in den Saal und setzten uns zwischen die anderen Zuhörer. Eben wurde ein Punkt verhandelt, wo ein Einwohner im Seifen gebeten hatte, seine Hundesteuer zu ermäßigen, da er etwas abseits von den letzten Häusern wohne. Nach einigem Hin und Her wurde dem Antrag stattgegeben.

Bürgermeister Teuber: „Nächster Punkt der Tagesordnung: Bau einer Badeanstalt.“ Nun wurde es lebhaft. Die Debatte war schon 10 Minuten im Gange, da meldete sich Schuhmachermeister und Gemeinderat Hermann Güttlich zum Wort: „Meine Herrn! Ich bin auch der Meinung, daß der Mann im Seifen die Hundesteuer ermäßigt bekommt.“ (Allgemeines Gelächter). Jetzt war bei Hermann erst der Groschen gefallen. Nun meldete sich Tischlermeister und Gemeinderat Friebe zum Wort. (Hier muß noch gesagt werden, daß Friebe ein sehr sparsamer Mann war, der nichts bewilligte, was nicht unbedingt nötig war). Er führte u. a. aus: „Meine Herrn, zu was brauchma mir an Boadeanstalt, mir brauchma doch ge-roade is Geld zu andern Sacha nutwendiger,

mer honn a su viel zum Baun und Wege zum Oarichta außer vielem andarm, ich wüßte ne, zu woas mer an Boadeanstalt brauchta, ich hoia mich ei mem ganza Laha noch ne gebodt und war sich boada will, dar sull ei a Stauweiher gien, do hoat as im-suste.“ Der Kampf wogte hin und her, ohne daß eine Einigung zustande kam. Bürgermeister Teuber: „Meine Herrn, wir müssen weiter, wir haben noch viel zu beschließen; der Bau der Badeanstalt wird vertagt. -- Nächster Punkt der Tagesordnung: „Ich habe von unserem Gemeindeboten und Nachtwächter Leopold eine Eingabe vor mir; er bittet um eine Gehalts-erhöhung von 10 Mark und ich bin persönlich der Meinung, daß wir ihm das Geld bewilligen können, denn er bekommt sowieso nicht zuviel. Ich stelle den Punkt zur Debatte.“ Nun meldete sich gleich als erster Gemeinderat Friebe zum Wort: „Meine Herrn. Wenn ihr wullt Lepulta zahu Mark meer gahn, do bin ich dar Meinung, do gabt'm och hal zwanzig, doß a a Hols ful kriegt, denn ei 4 Wucha kimmt a ju suste doch wieder.“ Unsere Stunde war unterdessen abgelaufen. Mit Tränen in den Augen verließen wir den Saal. Auf dem Nachhausewege sagte mein Freund Paul zu mir: „Ich weelß goarne, doß die Leute a su verückt sein offs Kino und offs Theater; wenn se lacha wulln, do brauchma se doch bloß ei de Gemendevertreter-sitzung, do honn ses im-suste.“

R. Even, Moers/Ndrh., Seminarstr. 8

Unsere Wanderung durch Kauffung a. K.

Von G. Teuber

Fortsetzung

Und nun wollen wir in unserer Wanderung zurückschalten auf das Jahr 1927/28, denn wir stehen jetzt, nachdem wir das Gemeindeamt verlassen haben, vor der „Gemeindefriedung“, die etwa zu diesem Zeitpunkt gebaut wurde. Erinnern wir uns daran, daß einstmals außer dem Gemeindeamt hinter diesem die sogenannte Scheune stand, alles andere bis zur Bahn war unbebautes Gelände. Schon zu der Zeit hatte sich die Gemeinde Kauffung mit der „Wohnungsnot“ zu beschäftigen. Dies war neben andern Gründen der Hauptgrund, warum sich die Gemeinde entschloß, das ganze Gelände zu kaufen. Nacheinander wurden dann die Häuser Gemeindefriedung Nr. 1-6 und 10 von der Gemeinde errichtet. Das Haus Nr. 7 erbaute der leider schon verstorbene Baumeister Gustav Brendel, übrigens ein passionierter Jäger. Daneben sozusagen an der Stirnseite der ganzen Siedlung stand „Das Altersheim“ das von Fräulein Marie Luise von Bergmann erbaut wurde und bei seiner Einweihung von dem seinerzeitigen Landrat des Kreises Schönau, Herrn Dreschhoff, als „Maria-Luisen-Heim“ getauft wurde. Altersheim und der angeschlossene Kindergarten waren eine in jeder Hinsicht segensreiche Einrichtung, mit der die Erbauerin eine soziale Großtat vollbracht hatte. Niemand konnte zu diesem Zeitpunkt auch nur ahnen, daß die Russen, wenn auch nur zeitweilig, ein Gefängnis daraus machen würden. Wurden doch nach dem 8. Mai 1945 von diesem die zurückkehrenden Flüchtlinge, die durch Kauffung ihren Weg nahmen, an der Gemeindefriedung aufgehalten, von ihrer letzten Habe „befreit“ und in das Altersheim mit vielen Bewohnern auch von Kauffung gesperrt. Von hier aus haben dann auch Einheimische und Flüchtlinge den Marsch nach Liegnitz angetreten. Hungerig und mit zerschundenen Füßen sind die meisten dann doch wohl wieder zurückgekehrt.

Und wenn wir jetzt nach der Hauptstraße zurückkehren, so nehmen wir unsern Weg an der Besetzung von Meier-Jornitz

vorbei, gelangen zu dem Eigentum eines ganz alten, lieben Kauffungers, des Eisenbahners Heinrich Kluge, und stehen damit unmittelbar an dem großen Grundstück der „Neag“ (Niederschlesische Elektrizitäts-Gesellschaft), das von dem uns allen gut bekannten Leitungsaufseher Dittrich mit seiner Familie und seinem Gehilfen, dem ehemaligen Gemeindevertreter Oskar Heide mit Frau und Tochter, bewohnt wurde. Und nun wären wir bei dem stattlichen Eigentum von Hfrd. Lehrer Wehlte angekommen, das aber schon nicht mehr in der Hausnummernfolge der Gemeindefriedung, sondern zur Hauptstraße gehörte. Auf diesem Grundstück stand einmal direkt an der Hauptstraße das Elternhaus von unserem Heimatdichter Ernst Beyer und seinen Geschwistern. Ihm gegenüber das Wohn- und Geschäftsgrundstück von Ofensetzmeister August Stache. Er war ein weit über die dörflichen Grenzen hinaus bekannter Meister seines Faches. Nach dem Einmarsch der Russen im Jahr 1945 hatte sich hier die russische Kommandantur niedergelassen. Wer jeweils, meistens mit banger Sorge, zu dieser Zeit das Haus betreten mußte, erinnert sich sicherlich noch an den Clubstuhl vor der Haustür, in dem der russische Posten saß, und an den Regulator an der Außenwand des Hauses. Dazu die unvermeidliche Maschinenpistole des Postens, ein Schauspiel für die Götter. Meister Stache hätte sich gewundert über die vielen fremden Möbelstücke, die er in seinem Hause vorgefunden hätte. Hier wurde jedenfalls „Kultura“ demonstriert, auch wenn nichts, aber auch gar nichts zu den Räumlichkeiten paßte.

Wir gratulieren

Geburtstage:

60 Jahre alt:

Am 3. 10. 1958 Paul Schinke, Oberdiendorf, Post Thyrnau bei Passau, früher Dreihäuser Nr. 10.

Am 12. 10. 1958 Emma John, Krösulu Nr. 46, Krs. Hohenmölsen, fr. Hauptstr. 50.

Am 12. 10. 1958 Ida Wenda, Wellbergen, Krs. Steinfurt, fr. Hauptstr. 212.

Am 18. 10. 58 Albert Müller, Hohenlimburg, Hermann-Löns-Weg Nr. 14, früher Hauptstr. 15.

Am 18. 10. 58 Fritz Keil, Dickholzen, Kreis Hildesheim, Werkgelände, früher Hauptstr. 100.

Am 19. 10. 1958 Ida Söllner, Glauchau/Sa., Bahnhofstr. 7, fr. Hauptstr. 212.

Am 12. 7. 1958 Anny Berger, Wolfsburg, Alte Landstr. 9, früher Gemeindefriedung 4.

65 Jahre alt:

Am 1. 10. 1958 Gustav Hoffmann, Glauchau/Sa., Johannisstr. 1, früher Dreihäuser Nr. 15, 65 Jahre alt.

Am 14. 10. 58 Reinhold Keil, Beckum/Westf., Friedrichshorst, früher Schulzengasse Nr. 9, 65 Jahre alt.

Am 19. 10. 1958 Meta Friedrich, Burgstemmen, Thiesstr., fr. Hauptstr. 224,

75 Jahre alt.

Am 20. 10. 1958 Pauline Hansch, Försteharz, Bruch Nr. 12, fr. Hauptstr. 26,

80 Jahre alt.

Am 22. 10. 58 Anna Deunert, Dresden N 6, Königsbrücker Str., früher Hauptstr. 16, 83 Jahre alt.

Am 19. 10. 58 Robert Finger, Trossen, Krs. Torgau, Gärtnerei, fr. Kirchsteig Nr. 1,

84 Jahre alt.

Am 9. 10. 58 Ernestine Rother, Gersdorf Nr. 88, Krs. Siegen, fr. Hauptstr. 118,

85 Jahre alt.

Frau Maria Gürtler geb. Unger, wohnhaft bei ihrer Tochter Maria Joppe in Berwergen, Saltenwiese 430, vollendete am 25. 9. 1958 ihr 86. Lebensjahr. Frau Joppe freut sich über ihr neues Heim, das sie mit Hilfe der Lippischen Heimstätten beziehen konnte.

Unsere Toten

Hoffmann Gustav im Januar 1958 im 69. Lebensjahr in Mehlmeisel, Krs. Kemnath, früher Hauptstr. 63.

Zobel Gustav am 23. 6. 58 im 87. Lebensjahr in Dortmund-Eving, Hessische Str. 45, früher Hauptstr. 24.

Püschel Ewald am 18. 7. 58 im 72. Lebensjahr in Düsseldorf - Lichtenbroich II, Krahnenbergstr. 35, früher Kirchsteig 2.



Verliebt Gemüse

Foto: Cl. Kunze

So etwas sollte man nicht achtlos verspeisen! Nein — dieses Karottenpärchen muß auf Reisen! Es soll allen Schlesiern davon Kunde geben; Die Liebe dominiert überall — sogar im Pflanzenleben!

Karle und Mariechen Kühn

Fortsetzung von Seite 4.

Weisheit runterlatschert und es vor Klugheit nur so platschert. Mit Recht zwar dürft ihr euch beklagen, ich sullt von Karle vielmehr sagen, er sei doch heut die Hauptperson! Na, wart ock ab, da kummt jetzt schon."

Zunächst will ich ganz schnell verraten, wer alles waren seine Paten. Der „Uchsenkühn aus Kotzenau, — Karl Erich Kühn hieß er genau. — Der Oberamtmann Michel Ohm von der Domäne Altenlohm, und Tante Vien gebor'ne Klein, die mit dem Gut in Großenhain. — Und Neugebauer sagt: „Vapucht! Der hat sich gutte ausgesucht!“ Und hierin war er ganz im Recht, sie waren alle drei nie schlecht, nur traf den Karle keene Schuld, sie hatten's selber so gewullt.

VII.

Fast hätte Mama Kühn vergessen, daß Karle muß um zehne essen. Er meldete sich salber an und schickte Sophie Klein mit ran. Sie richtete den Gruß glei aus. „Er prillt sich rein die Lunge aus!“ sagt leise Sophie zu Frau Kühn. Sie tat sich schnell um ihn bemü'n, um ihm das Essen zu servieren, und ohne groß sich zu genieren, fing Karlchen herzlich an zu trinken, um dann in festen Schlaf zu sinken. Und so, wie er im Traum gelacht, hat sie ihn in den Saal gebracht. Als er dann wieder war im Bette, und ihre Hoheit, Frau Henriette, auf ihrem Throne Platz genommen, da sollte noch was Lust'ges kommen.

Die Rätin machte einen Knix und winkte Neugebauer fix, gleich setzte er sich an's Klavier und nach zwei Takten winkt er ihr, Sie ließ den Bariton erklingen und fröhlich fing sie an zu singen:

Karle, Karlchen, Karlemann,
schmiege' dich an de Mutter an,
noch bist du im Flügelkleid!
Ach, wie bald kommt doch die Zeit,
und sie zieh'n dir Hosen an!
Armer, kleiner Karlemann.

Karle, Karlchen, Karlemann,
nun fängt das Theater an.
denn der Lehrer Neugebauer
macht dir jetzt das Leben sauer.
Er zieht dir die Hosen stramm!
Armer, kleiner Karlemann.

Karle, Karlchen, Karlemann,
bald wirst du ein richt'ger Mann.
Ist es dann mit dir so weit,
und du hast ein Weib gefreit,
zieht sie deine Hosen an.
Armer, kleiner Karlemann.

Was haben sie doch da gelacht. Ein Hoch wurd' schallend ausgebracht. Die Rätin ertete Applaus, er schallte durch das ganze Haus, und Neugebauer mußte trinken, daß er bald tat vom Stuhle sinken. — Kaum hatte sich der Sturm gelegt, als Erich Kühn sich langsam regt. „Frau Rat, das loan se gutt gemacht, drum wer'n Se au nich ausgelacht. Nur, — halten Sie's nie für verrassen, Sie ham da einen Vers vergessen!“

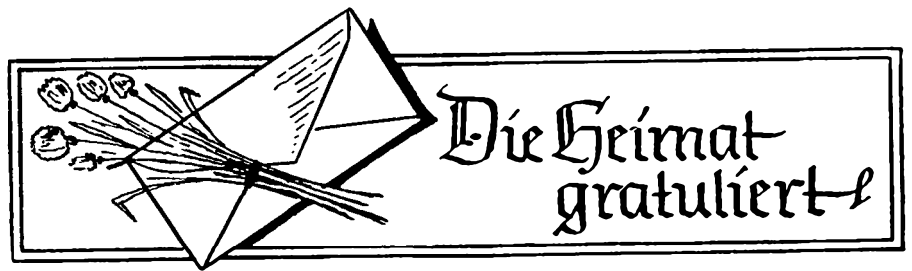
Er machte sich die Kehle naß und sang in ganz versoff'nem Baß:

Karle, Karlchen, Karlemann,
halte bloß die Ohren stramm!
Zieh' dem Weib die Hosen aus,
sonst bleibst du nich Herr im Haus!
Behalt se lieber selber an,
kluger, kleener Karlemann!

Na, jetze war vielleicht ein Schrei'n, denn alle Männer fielen ein. Nu war man mit den Frauen quitt. Zum Schlusse sangen's alle mit.

Ein jedes Fest geht mal zu Ende. Man drückt zum Abschied sich die Hände und sagte beim „Auf Wiederseh'n“ aus vollem Herzen: „Danke schön!“

Nee, nee, gleich war's noch nicht so weit, denn es verstrich geraume Zeit, hiß daß sie alle eingepummelt und in den Fußsack reingepummelt. Und Oma Vien und Oma Kühn, die taten beide sich bemü'n, sie zuppten



Goldberg:

Heimatfreund Leopold Eschler und Frau Martha geb. Scholz, Komturstr., feiern am 24. 10. 1958 das Fest der goldenen Hochzeit. Sie wohnen jetzt in Görlitz, Lutherstraße 37.

Am 25. 10. 1958 begeht der frühere Katastrangestellte Alfons Ksienzyk in Calbe/Saale, Am Anger 3, seinen 70. Geburtstag. Hfrd. K., der früher Matthäiplatz 9, wohnte, ist allen Goldbergern bestens bekannt, da er durch seine Hilfsbereitschaft vielen mit Rat und Tat zur Seite stand.

Frau Ella Garbe geb. Berger, Gattin des Bundesbahn-Oberinspektors i. R. Artur Garbe, feierte am 26. 9. 1958 ihren 70. Geburtstag. Sie wohnt jetzt (13a) Schwabach, Bodelschwinghstraße 11. Am 24. 7. 1958 heiratete der jüngste Sohn Andreas Garbe.

Am 6. November 1958 feiert das Ehepaar Herbert und Herta Grätz das Fest der silbernen Hochzeit, Ring 38. Das Ehepaar wohnt in Osnabrück, Dielinger Str. 32

Haynau:

Der Hochwürdigste Herr Pfarrer Dr. Viktor Glusche, Stadtpfarrer von „Unserer Lieben Frau“ in Haynau, jetzt in Köthen/Anhalt, begeht am 29. Oktober sein 25jähriges Priesterjubiläum. Seine in alle Welt verstreuten Pfarrkinder gedenken seiner an diesem Tage besonders herzlich. Viele Haynauer werden nie vergessen, wie heldenmütig er in den schweren Tagen 1945 Frauen und Mädchen vor Vergewaltigungen bewahrt hat. Den durchziehenden Flüchtlingen, die im Sommer 1945 nirgends eine Bleibe hatten, gewährte er Obdach in seinem Pfarrhaus. Er grub nach Kartoffeln, um allen Hungerigen eine Mahlzeit zu geben. In dieser schweren Zeit hat er sich fast aufgeopfert. Kein Weg war ihm zu weit und keine Schwierigkeit zu groß, um Hilfe zu bringen. Seine Pfarrkinder wünschen ihm zu seinem Ehrentage alles Gute und erbitten Gottes reichen Segen für seine aufreibende Arbeit im Dienste der bedrängten Katholiken in der Zone.

Am 30. Oktober 1958 vollendet Fräulein Meta Luhrich, Gartenstraße 29, ihr 68. Lebensjahr. Sie wohnt in Oedt b. Krefeld.

Schönau:

Frau Anna Vogel geb. Geisler feierte am 6. 10. 1958 ihren 78. Geburtstag (Schloßstraße 5). Sie wohnt jetzt in Leupoldsdorf Nr. 11, Krs. Wunsiedel.

Rothbrünnig:

Am 10. August 1958 feierte Frau Martha Ludwig, jetzt Hattorf, Rotenbergstraße 23, ihren 70. Geburtstag.

Kaiserswaldau:

Ihren 87. Geburtstag feierte am 14. Sept. 1958 Frau Auguste Tilgner geb. Groll bei guter Gesundheit in Visbek, Krs. Vechta i. Odlb.

Pilgramsdorf:

Am 5. Sept 1958 feierte Frau Hulda Tirschler geb. Kretschmer ihren 80. Geburtstag in Stühren üb. Syke, Bez. Bremen.

Frau Berta Geisler in Geesthacht, Mühlenstraße 46, feiert am 18. Oktober 1958 ihren 80. Geburtstag bei ihrer Tochter Gertrud Radeck.

Der letzte Bürgermeister von Pilgramsdorf, Bauer Fritz Krense, feierte Anfang Oktober seinen 80. Geburtstag in Salzgitter-Beddingen, Enge Straße 2.

Am 12. 10. 1958 feierte Frau Helene Genieser, wohnhaft in Boizenburg/Elbe, Schwartower Str. 32, ihren 72. Geburtstag.

Wolfsdorf:

Frau Anna Heidrich, Nr. 50, beging am 4. Oktober 1958 ihren 75. Geburtstag. Sie wohnt in Bielefeld, Ernst-Rein-Str. 21.

Ihre Silberhochzeit feiern am 22. Oktober 1958 Hans Busch u. seine Ehefrau geb. Friedrich in Unna-Königsborn, Friedrichstr. Nr. 9.

Alt-Schönau:

Am 20. Mai feierten Hfrd. Schuhmachermeister Wilhelm Köbe und Frau Frieda geb. Bräuer das Fest der silbernen Hochzeit. Das Jubelpaar, das außer dem Schuhgeschäft noch den Postdienst für Alt-Schönau versah, war sehr beliebt, Heimatfreund Köbe und Frau wohnen jetzt in Bielefeld.

Hockenu:

Aus Hockenu haben geheiratet: Irma Wirth (Hainwald), wohnhaft in Astrup und Hans Abeling aus Bonredtem. Hildegard Müller in Erlte und Josef Bramlage aus Visbek.

Helmut Schneider, wohnhaft in Visbek, und Liane Bienert aus Erlte.

Werner Tobschall, wohnhaft in Bochum, und Annetta Fedke aus Oherense.

*

Am 8. Juni 1958 feierte Frau Marie Neumann in Lutten ihren 81. Geburtstag.

Hfrd. Richard Hartig wurde am 30. 7. in Neumarkt/Opf., 71 Jahre alt.

Frau Agnes Heidrich feierte am 20. 7. in Hagenbögen ihren 76. Geburtstag.

Frau Selma Zobel feierte am 14. 8. in Brüninghausen, Kreis Soest, ihren 71. Geburtstag.

Hfrd. Fuhrmann Richard Mattansch feierte am 23. 8. in Erlte seinen 77. Geburtstag.



da an Schal zurecht und fragten: „Sitze o nie schlecht? Habt ihr auch wirklich nicht vergessen? — „Nee! Schönen Dank ock für das Essen!“ — Wo is bloß die Zigarrentasche?“ — „Du, Fritz, gib Obacht auf die Asche!“ — „Und kommt gutt näher, übersch Fest!“ — „Ja, Otto! Schick' mer nur den Rest. Ich könnte noch an Schluck vertragen! Mir is ganz plimerant im Magen!“

B. B.

Aus den Heimatgruppen

Heimatgruppe Köln

Die Riesengebirgsfamilie in Köln hatte unsere Heimatfreunde am Kirchweihfest des Hohen Domes zur schlesischen Kirmesfeier eingeladen. Die Mitglieder und Freunde fanden sich in großer Zahl im Vereinslokal Rhein-Restaurant Fr. Dreesen in Köln-Mülheim, Düsseldorf Str., mit Kind und Kegel ein. Im blumengeschmückten Saal ließ man sich bei guter Unterhaltungsmusik der Hauskapelle Werner den schles. Mohn-, Streusel- und Pflaumenkuchen mit gutem Kaffee trefflich munden. Vorsitzender Johannes Thiel begrüßte herzlich die Festversammlung und gedachte in Poesie und Prosa der Kirmes in Schlesien. Wir haben nichts mehr zu verlieren, sondern nur zu gewinnen, und deshalb müssen wir immer wieder bekennen, daß wir unsere Heimat wiederhaben wollen.

Und dann begann der Kirmesrummel. Der Paschtisch war umlagert. Alt und jung wiegte sich zu fröhlichen Weisen. Küche und Keller des neuen Weinlokales boten schmackhafte Speisen und gute Tropfen. Echter Stonsdorfer erhielt den Vorzug. Ueber 300 Tombolagerwinne konnten mit heimgenommen werden. Die neue Jugendgruppe erfreute mit fröhlichen Gesängen, Lieder zur Laute trugen Frau Else Kuppe und Fräulein Ruth vor. Sie ernteten viel Beifall. Neue Mitglieder traten der Riesengebirgsfamilie bei; nun haben wir fast 500 Mitglieder. Das Gelingen des Festes brachte den Dank für die vielen vorbereitenden Kleinarbeiten.

Sonntag, d. 19. 10. Kurzwanderung: Abfahrt mit Lin. K. 13.00 Uhr bis K.-Forst. Wanderweg: Ab 14 Uhr v. Endst. K.-Forst nach Kl.-Eichen (Einkehr). 18.30 Uhr Rückkehr nach Köln. Wdf. H. Schaer.

Sonntag, den 26. Okt., 16 Uhr: Rhein-Restaurant Dreesen, K.-Mülheim, Düsseldorf Str. Vortrag: G. Stasche mit Farbdias von seiner Wanderung.

Bergheil! Joh. Thiel

Mitteilung!

Achtung Kreuzband- u. Dauerstückbezieher!

Ab 15. Okt. 1958 wird das Postscheckkonto Otto Brandt mit der Nr. 1209 23, Amt Hannover, gelöscht. Wir bitten, nunmehr auf das Postscheckk. Johanna Dedig, Nr. 762 41, Postscheckamt Nürnberg, einzuzahlen.

*

Eine große polnische Zeitung griff vor kurzem den Gemeindepfarrer von Oppelwitz, Kreis Schwiebus (Mark), Kaczanowsky, heftig an. Der Pfarrer hatte von der Kanzel seiner Kirche gesagt: „Oppelwitz gehört den Deutschen, und wir werden über die polnische Raubwirtschaft einst Rechenschaft ablegen müssen.“

Wir hoffen und wünschen, daß es sehr viele Kaczanowskys in den besetzten deutschen Gebieten hinter Oder und Neiße gibt. Dann braucht uns im Kampf um die Wiedergewinnung unserer Heimat nicht bange zu sein.

Schlesischer Humor

Sein „Schwager“

Ein schlesischer Bauer blieb oft zum Ärger seiner Frau lange im Wirtshaus sitzen. Die beschloß, ihn durch Schrecken auf andere Wege zu bringen. Sie verummte sich als Satan und trat, als der Bauer wieder einmal bezechet nach Hause ging, gespenstisch hinter einem Baum hervor. „Woas ies denn doas?“, fragte der Bauer etwas stutzig. „Ich bin der Satan“, brummte die Bäuerin. „Kumm ock har und gib mir denne Totsche“, sagte der Bauer, „ich hoa jo denne Schwester zur Froo!“

Das Gewissen der Welt muß geweckt werden

Kuratorium „Unenteilbares Deutschland“: Flucht aus der Zone ein internationaler Notstand

Das Kuratorium „Unenteilbares Deutschland“ teilt mit: Die Flucht aus der Sowjetzone ist zu einem nationalen und internationalen Notstand geworden. Die Weltöffentlichkeit kann nicht mehr an dieser Krise in Mitteleuropa vorübergehen, ohne sich mit allem Ernst und aller Dringlichkeit der Frage zuzuwenden, wie der gegenwärtige Teilungszustand in Deutschland überwunden werden kann.

Das „Kuratorium „Unenteilbares Deutschland“ appelliert an alle Parteien, Verbände und Organisationen die im „Unenteilbaren Deutschland“ vertreten sind, sich an ihre internationalen Dachorganisationen zu wenden und auf die unerträgliche Not in Mitteldeutschland hinzuweisen. Das Gewissen der Welt kann geweckt werden, wenn alle internationalen Verbände, Organisationen und Institutionen, in denen Deutschland vertreten ist, den Notstand des deutschen Volkes erkennen, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, Parteien und Organisationen. Presse und Rundfunk sollten auf diese Weise überall in der Welt um Hilfe angesprochen werden.

Der Geschäftsführende Vorsitzende des Kuratoriums „Unenteilbares Deutschland“, Dr. Wilhelm Wolfgang Schütz, hat sich außerdem an Bundeskanzler Adenauer, Bundesratspräsident u. Regierenden Bürgermeister von Berlin Brandt, Bundestagspräsident Gerstenmaier, Außenminister von Brentano, die Bundesminister Lemmer und Oberländer und den Vorsitzenden des Bundestags-

ausschusses für gesamtdeutsche und Berliner Fragen Welner mit der Anregung gewandt, zu prüfen, ob das akute Flüchtlingsproblem in Deutschland in geeigneter Weise in den Verantwortungsbereich des Flüchtlingskommissars der Vereinten Nationen gebracht werden könnte. Sinn dieser Anregung sollte es nicht sein, der Weltorganisation eine finanzielle Verantwortung für dieses Problem aufzubürden. Die Massenflucht nach Berlin und Westdeutschland zeigt vor allem, daß sich in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands ein politischer und geistiger Notstand entwickelt, der auch in den Zuständigkeitsbereich der Vereinten Nationen gehört.

Der Regierende Bürgermeister von Berlin und das Kuratorium „Unenteilbares Deutschland“ hatten sich bereits in der Frage der Behinderung des innerdeutschen Verkehrs an die Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen gewandt. Das „Unenteilbare Deutschland“ würde eine Behandlung dieses Notstands in Deutschland vor dem Forum der Vereinten Nationen begrüßen.

Helft uns neue Freunde gewinnen!

Es gibt im Bundesgebiet noch viele Heimatfreunde, die unsere Zeitung nicht kennen. Unsere Bitte: Helft uns, neue Leser zu gewinnen. Bestellungen an jedem Postamt möglich.

UNSERE TOTEN!

Goldberg:

Am 16. 9. 1958 verstarb nach langem Leiden im Alter von 81 Jahren der Schmiedemeister Gustav Brendel, er wohnte zuletzt in Werdohl.

Haynau:

Am 25. September 58 verstarb kurz vor Vollendung seines 74. Geburtstages der Polizeimeister i. R. Gustav Adelt, Wilhelmplatz 4. Er wohnte zuletzt in Hagen-Vorhalle, Wortherbrudstr. 16. 10 Tage nach seinem Hinscheiden verstarb seine Ehefrau Klara Adelt geb. Knichwitz verw. Becher.

Hockenau:

Die Dorfälteste unserer Heimatgemeinde Hockenau, Frau Anna Völkel geb. Matzsch, ist am 13. 8. 1958 im Alter von 86 Jahren, 6 Mon. in Graupa/Sa. gestorben.

Alzenau:

Am 17. 7. 58 verstarb bei Köln Heimatfreund Wilhelm Schröter. Er war 12 Jahre Gutsschmied auf dem poln. Staatsgut Adelsdorf. Heimatfreund Schröter war allen Deutschen ein lieber und stets hilfsbereiter Freund.

Am 6. 9. 1958 verunglückte mit seiner Zugmaschine auf seiner 1951 käuflich erworbenen Landwirtschaft in Oberschöna bei Freiburg i. Sa. tödlich der Bauer und Gastwirt Erich Rotherth im Alter von 48 Jahren.

Frau Marie Scholz verschied nach schwerem Leiden (Magenkrebs) im Krankenhaus zu Cloppenburg/O. Ihr Wunsch, ihren vermissten Sohn wiederzusehen, blieb unerfüllt.

Alt-Schönau:

Am 28. 8. 1958 verstarb Heimatfreund Richard Fiebig im Alter von 69 Jahren in Bielefeld.

Frau Minna Beer geb. Engelmann ist am 23. 9. 1958 in Winnigfeld, Krs. Ahaus verstorben.

Probsthain:

In Hattorf, Kr. Osterode/Harz, Bahnhofstraße 16, verstarb am 24. 8. 1958 infolge Altersschwäche Frau Emma Marx geb. Zobel im 84. Lebensjahr.

*

Am 13. 7. 1958 verstarb im 69. Lebensjahr der Schmiedemstr. Wilhelm Schröter (Heimatortsangabe fehlte). Er wohnte zuletzt in Oberaussem, Bez. Köln. Die Folgen einer Gelbsucht setzten seinem arbeitsreichen Leben ein Ende.

Anschriftenänderungen

Willy Kottwitz, Gensungen, Bezirk Kassel, Friedrich-Ebert-Str. 16.

Gotthard Trautmann, Schriftsetzer, fr. Goldberg, Ring 43, jetzt Herne/Westf., Mont-Cenis-Str. 83.

Ilse Fox geb. Trautmann, jetzt Buer/Westf., Rückstr. 23.

Fritz Langer, Landwirt, früher Goldberg, Scholzgasse 2, jetzt Bracht. Krs. Kempen, Angenthör 8.

Helmuth und Werner Langer, jetzt Bracht, Krs. Kempen, Angenthör 8.

Neues vom Büchermarkt

Rainer W. Goch:

Claudia von Trebitz

Roman. Etwa 400 Seiten. Format 12,5 x 20,2 cm. Vierfarbiger Bildumschlag. Leinen, etwa DM 15,80.

Engelhornverlag GmbH, Stuttgart

Der Roman beginnt in der Zeit vor dem letzten Krieg auf einem ostpreussischen Gut. Eine Fülle von Personen tritt auf: die Guts-herrschaft in drei Generationen, der Inspektor, die Dienerschaft, Hofleute, die Nachbarn, die Bürger der Kreisstadt, Landstreicher und östliche Erntearbeiter. Aus dem Wandelspiel menschlicher Konstellationen, das auch über Spannungen und untergründige Drohungen hinwegwacht, hebt sich die scheue und verhaltene Beziehung zwischen der jungen Claudia vom Gut und dem Inspektor Thomas hervor.

Eine Inhaltsangabe kann bei diesem Roman nur eine schwache Vorstellung von dem Reichtum an Personen und Ereignissen geben. Es ist wirklich eine ganze, in sich geschlossene Welt, die hier noch einmal sichtbar wird. Mit der farbigen Wiedererweckung dieses für immer untergegangenen Lebensgefüges und mit der Darstellung seines Unterganges bekennt der Autor sich zu einer bleibenden Aufgabe des Erzählers: das Gedächtnis seiner Zeitgenossen zu sein, für sie zu bewahren, was sie nicht vergessen dürfen. Rainer W. Goch leistet ein Stück dieser vielfachen Aufgabe, obwohl er nicht den Ehrgeiz hat, einen sogenannten Zeitroman zu schreiben oder gar den Roman über den Untergang Ostpreußens vorzulegen. Ihm geht es einfach darum, Menschen-schicksale im Strudel des Zeitgeschehens zu schildern, sie so zu schildern, daß der Leser sich von ihnen bewegen, vielleicht sogar erschüttern läßt. Das ist ihm gelungen. Seine Gestalten leben in uns weiter, nicht nur

Claudia und Thomas, auch die Großmutter, die mit dem Gut stirbt, die resolute Mamsell Apollonia, der skeptisch-gläubige Kantor, der junge Russe Michä, der predigende Vagahund Johannes — sie und die vielen anderen haben alle ihr eigenes Gesicht und ihr eigenes Leben. Autoren dieser Art, die ohne zu experimentieren, ohne die Welt-rätsel lösen zu wollen, anschaulich, spannend und von Mensch zu Mensch erzählen können, gibt es nicht viele in Deutschland. Noch seltener ist es, wenn ein solcher Erzähler ein Thema wählt, das uns alle tief berühren muß. Man darf dem Roman von Rainer W. Goch viele Leser voraussagen.

Nur in Deinem Heimatblatt

werden die Familienanzeigen von allen Bekannten gelesen.



Nach einem Leben voller treuer Sorge und Pflichterfüllung nahm Gott der Herr am 21. September 1958 nach längerem, schwerem Leiden meinen lieben, guten Mann, unseren Vater und Opa, Bruder und Onkel

Herrn Lehrer Joseph Marcinek

zu sich in die Ewigkeit. Er entschlief, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten der röm.-kath. Kirche, im Alter von 73 Jahren.

In tiefer Trauer:

Frau Hedwig Marcinek, geb. Schimpfke
Hans Marcinek, stud. chem. (vermißt)
Karl-Heinz Marcinek, Apotheker
und Frau Helga, geb. Kohl
Stefan und Christoph als Enkelkinder

Essen, den 21. September 1958
Von-Einem-Straße 7

Die Beerdigung hat am 25. September 1958 auf dem Parkfriedhof in Essen stattgefunden.

Wir zeigen unsere Vermählung an:

HERBERT LEUSCHNER
GERLINDE LEUSCHNER
geb. Hertzog

Dillingen/Donau Altstädten/Allgäu
fr. Haynau fr. Haynau
Wilhelmstr. 10 Bahnhofstr. 5
21. September 1958

Anhanglose Witwe, Damenschneiderin (Rentnerin), sucht halbtägigen Wirkungskreis bei Rentner oder Rentnerin, wo kleine Wohnung geboten werden kann. Ort mit Bahnstation erwünscht. Angebote unter W100 an „Goldberg-Haynauer Heimatnachrichten“.

Grüne Nervensalbe

3 x grün

nach altem schlesischem Rezept hat sich seit Jahren bestens bewährt bei Rheuma, Gicht und Nervenschmerzen

Schachtel	ca. 30 g	1,95 DM
Schachtel	zu 100 g	3,50 DM
Topf	zu 250 g	5,70 DM
Topf	zu 500 g	8,95 DM

Portofreie Zusendung

Bahnhof-Apotheke

Herne Westf.

Wilhelm Möller
fr. Haynau/Schles., Stadt-Apotheke

Am 29. Januar 1958 verstarb bei ihrem Sohn Arthur Laske, St. Augustin bei Stegburg, bei dem sie seit 1946 wohnte,

Frau Ernestine Laske

geb. Titze

früher Pilgramsdorf, im gesegneten Alter von 83 Jahren.

In stiller Trauer:

Arthur Laske
Erna Laske, geb. Bunzel
Bärbel Laske

St. Augustin, Marienkirchstr.

BETTFEDERN

(füllfertig)



1/2 kg handgeschl.
DM 9,30, 11,20, 12,60
15,50 und 17,00.

1/2 kg ungeschl.
DM 3,25, 5,25, 10,25
13,85 und 16,25.

fertige Betten

Stepp-, Daun-, Tagesdecken und
Bettwäsche von der Fachfirma

**BLAHUT, Fuh i. Wald oder
BLAHUT, Krumbach/Schw.**

Verlangen Sie unbedingt Angebot,
bevor Sie Ihren Bedarf anderweitig decken

Was andere können . . .

das kannst Du doch sicher auch!
Nämlich einen neuen Bezieher für
unser Heimatblatt gewinnen.

**Kauft bitte
bei unseren Inserenten!**

Neue Bücher

Schweighoffer: Skiwinter im Riesengebirge	5,80 DM
Die Elbe. Vom Riesengebirge bis zur Nordsee. 111 Bilder Leinen	12,80 DM
Schlesien. Unvergessene Heimat in 114 Bildern, Leinen	15,80 DM
Schlesien, mit 64 Bildern, von Harald Busch	7,50 DM
Heimat Schlesien, Leinen	7,50 DM
kart.	6,- DM
Schlesien, du mein Heimatland, gebunden	6,80 DM
kart.	4,80 DM
Dokumentation der Vertreibung, Band I und II	20,- DM
Unser Schlesien, von Dr. Karl Hausdorff	16,80 DM
Mitten durch unser Herz. Ein hervorragender Bildband aus Mittel- und Ostdeutschland	16,80 DM
Wang im Riesengebirge	4,80 DM
Iser - Riesengebirge, mit 69 Aufnahmen, kart.	3,50 DM
Und die beliebten Paul-Keller-Bücher: Waldwinter - Die Heimat - Die Insel der Einsamen - Hubertus - Ferien vom Ich - Das letzte Märchen - Marie Heinrich - Der Sohn der Hagar - Von kleinen Leuten und großen Dingen, Leinen, je Band	7,80 DM
Zigeunerkind	5,80 DM
Die Schneekoppe, Wandbild im Mehrfarbendruck	2,- DM

Alle Bücher sind vorrätig und sofort lieferbar.

Niederschlesischer Heimatverlag
Braunschweig, Gliesmaroder Straße 109

In jede Familie

ein Buch

der Heimat!

Niederschlesischer Heimatverlag
Braunschweig, Gliesmaroder Straße 109

BETTFEDERN



handgeschl. u. ange-
schlossen, sowie beste
Daunenleitet m.
25 J. Gar., liefert
auch auf Teilzahlung
wieder Ihr Ver-
trauenslieferant aus
der Heimat.

Betten-Skoda, Dorsten III i.W.

Verlangen Sie Preisl. u. Muster be-
vor Sie anderweitig kaufen. Liefere
porto- und verpackungsfrei. Bei Bar-
zahlung Rabatt u. bei Nichtgefallen
Umtausch oder Geld zurück.